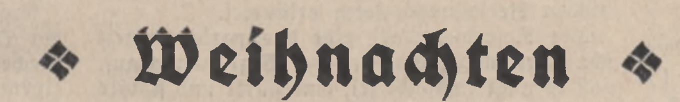


Kattowitz, den 23. Dezember 1933

Bezugspreis: monatlich 0.80 zł, vierteljährlich 2.40 zł zuzüglich Postbestellgebühr.
Bestellungen werden von allen Postämtern und Geschäftsstellen entgegengenommen.

Der „Oberschlesische Landbote" erscheint an jedem Sonnabend
Verantwortlicher Schriftleiter: Anselm Kytzia, Chelm.
Verlag und Geschäftsstelle:
Kattowitzer Buchdruckerei und Verlags-Sp. Akc., Katowice, ulica 3-go Maja 12.
Fernruf: 7, 8, 10, 2635. P. K. O. Katowice 302 620.
Druck: Concordia Sp. Akcyjna, Poznań, ul. Zwierzyniecka 6.



❖ Weihnachten ❖

Weihnachtszeit! Der Kampf ums Dasein ruht für einige Tage. Ein paar Lichter brennen an grünen Bäumchen, selbst in den ärmlichsten Räumen. Hohe Fenster der Kirche leuchten mit tröstlichem Glanz in die Schneenacht hinaus. Auch die Andacht drinnen bedeutet ein Ausruhen, ein Aufatmen. Seien die Sorgen der Zeit einmal vergessen! Sei einmal der Liebe gedacht, die es doch in der Welt neben allem Haß auch noch gibt. Die Inseln der Seligen liegen uns zwar unerreichbar fern. Aber die schönen Weihnachtsfeiertage sind schließlich auch so etwas wie eine Insel der Freude, die gehetzten und gequälten Herzen wenigstens vorübergehend einmal Zuflucht bietet.

Wirklich nur vorübergehend? Und nachher soll alles wieder beim alten sein? So wäre das Weihnachtsfest gewissermaßen nur ein holder Traum, der den rücksichtslosen Kampf ums Dasein nur flüchtig, allzu flüchtig unterbräche?



Vielleicht doch mehr! Besinnen wir uns! Wie geht es uns mit einem Baum, an dem lange Zeit keine Früchte reiften, bis er in einem guten Jahre seinen ersten rotbackigen Apfel oder eine goldgelbe Birne darbietet? Die erste kleine Probe zeigt, was in ihm steckt. Man muß ihm dann nur das Geheimnis der rechten Pflege für sein Gedeihen ablauschen. So auch etwa bei einem Menschen, der uns gleichgültig oder vielleicht gar ärgerlich war, bis wir eines Tages eine prächtige gute Tat von ihm erlebten. Sie zeigt, daß auch in ihm Gutes wohnt. Wir haben das nicht gleich erkannt; haben wohl auch unsrerseits wenig dazu getan, ihm zum Durchbruch zu verhelfen. Nun sind wir die Beschämten und haben wegen des Verkannten umzulernen.

Steht es anders mit der Welt im ganzen? Daß sie schlimm ist, daß nicht leicht mit ihr fertig zu werden ist, darüber sind wir Menschen uns alle einig.



Es hat kein Zeitalter gegeben, das nicht voller Klagen über sich selbst gewesen wäre. Und auch, wenn wir nicht gleich mit dem Prediger Salomonis sagen wollen, daß alles ganz eitel sei — wenn wir nicht mit Schopenhauer das Leben und den Willen zum Leben grundsätzlich verdammen wollen, — selbst der tapferste oder der leichtsinnigste Optimist wird an diesem irdischen Dasein immer noch gar vieles zu bemängeln und zu beklagen haben. Wir leben wirklich nicht auf den Inseln der Seligen.

Aber wenn inmitten der schwarzen Nacht die Sterne aufstrahlen; wer hat bei ihrem wundersamen Anblick nicht gestaunt? Wer ist so stumpf, daß ihn dieses Hereinleuchten der Unendlichkeit in unsere enge Erdenwelt nicht irgendwann einmal nachdenklich gestimmt hätte? Und so fällt der Glanz der Weihnachtskerzen in die Winternacht, in unsern erbitterten Daseinskampf, in unsere Welt voll Haß und Sünde, als Gruß aus einer anderen Welt, die sich uns in Erinnerung bringen will, daß sie auch noch da ist. Dieser Gruß mag zunächst unbedeutend scheinen, kurz sein und aus weiter Ferne kommen. Die Welt, deren Dasein er bekundet, braucht deshalb noch nicht unbedeutend zu sein.

Das Reich, aus dem die Lichtbotschaft der Weihnachtszeit zu uns kommt, ist die Welt der Liebe, der Menschenliebe und der Gottesliebe, von der sie Zeugnis ablegt. Ein menschlich schwaches Zeugnis, mag sein! Aber oft genug verrät schon ein geringes Symptom schwerwiegende Zusammenhänge im Bösen oder im Guten. Die bösen gelten zu lassen, sind wir in unsrer menschlichen Gebrechlichkeit und Unzulänglichkeit meist schnell bereit. Schenken wir in diesen schönen Feiertagen doch auch den guten Anzeichen einmal etwas Vertrauen und williges Gehör.

Es gibt nicht nur den Kampf ums Dasein in der Natur; es gibt auch eine Lebensgemeinschaft. Die ganze Natur ist letzten Endes eine einzige große Lebensgemeinschaft, in der ein Geschöpf auf das andre angewiesen ist. Die Existenz des einen hängt an der Existenz des anderen. Diese lebenswichtige Gemeinschaft gibt es auch und erst recht in der Menschenwelt. Nicht immer wird sie klar erkannt, oft nur dunkel geahnt, noch öfter vielleicht übersehen. Zu den Augenblicken aber, in denen sie sich mit elementarer Gewalt zur Geltung bringt, gehört eben das Weihnachtsfest. Ja, dieses ist gerade das aus solchem Erkennen und aus solchem Verlangen heraus von den Menschen geschaffene heilige Symbol für den Gemeinschaftsgedanken; für die Zusammengehörigkeit alles Lebendigen; für die Verbundenheit der Menschen miteinander und mit Gott. Denn es ist göttliches Wesen, das sich in der Liebe offenbart. Die Liebe legt vom Dasein einer höheren Welt Zeugnis ab; sie überwindet das Urböse, die Selbstsucht in uns, und lehrt uns Glück und Erlösung suchen durch Aufgehen in der Gemeinschaft, zunächst in derjenigen der Menschen, dann darüber hinaus in derjenigen mit Welt und Gott. Es strahlt sie in den finstern Daseinskampf herein und zwingt diesen, sich in ihrem Lichte als ein Prinzip nur zweiter Ordnung zu enthüllen: als das untergeordnete Prinzip, das nicht Sinn und Zweck in sich selbst hat, sondern erst im Dienste höherer Zwecke Sinn gewinnt, das erst von diesen höheren Zwecken her Regel und Gesetz für sich empfangen sollte.

Weihnachten feiert die Geburt des Erlösers. Das ist noch nicht sein Sieg: Das ist erst der Anfang seiner an Schmerzen ebenso wie an Wundern reichen Laufbahn. Aber schon dieser Anfang ist der Durchbruch durch den finstern Geist der Selbstsucht, des Kampfes aller gegen alle; er ist schon die große Hoffnung, die fortan auch die dunkelsten Rätselfragen des Lebens vor einen lichteren Hintergrund stellt. Es gibt nicht nur die Nacht, es gibt nicht nur die Not: so läuten die Glocken des Weihnachtsfestes. Es gibt auch das Licht und es gibt auch die Liebe! Es gibt auch die Hoffnung auf die über alles menschliche Denken und Verstehen hinausragende Ewigkeit, in der sich die Dornenkrone des Märtyrers in den Strahlenkranz des Heiligenscheins verwandelt.

Unsagbar schwer mag manchmal das irdische Leid zu tragen sein; trostlos mag uns oft der frevelnde Haß im Daseinskampf der Menschen erschüttern. Die überschwängliche Hoffnung aber, deren sinnbildlicher Ausdruck das Weihnachtsfest ist, vermag alles aufzuwiegen. Verstehen wir diesen christlichen Sinn des Kerzenschimmers am immergrünen Tannenbaum, dann erst wird uns die frohe Botschaft des Herrschers aller Herrscher so beseligend überwältigen, wie sie die Hirten auf dem Felde überwältigte, die sie zum erstenmal vernahmen.

Wochenschau

Die Verfassungsreform in Polen

Weihnachtsferien des Parlaments

In einer Sitzung der Parlamentsfraktion des Regierungsblockes wurde von dem ehemaligen Justizminister Car der Entwurf der polnischen Verfassungsreform erläutert.

Der Reformentwurf gibt das parlamentarische Regierungssystem mit der Begründung auf, daß es nicht imstande sei, eine starke und stabile Regierung zu bilden. Polen, das von Staaten mit starken Regierungen umgeben sei, könne sich das parlamentarische Spiel nicht mehr leisten. Der Sejm soll das Organ der öffentlichen Meinung darstellen. Diktaturmethoden werden abgelehnt. Der Entwurf sieht vor, daß bestimmte Verfügungen des Präsidenten der Republik keiner Gegenzeichnung bedürfen sollen. Der Präsident wird auf die Dauer von sieben Jahren durch eine Volksabstimmung gewählt, diese erfolgt zwischen zwei Kandidaten, deren einer von dem abtretenden Präsidenten designiert wird, während der andere von einem Wahlkörper aufgestellt wird, der sich folgendermaßen zusammensetzt: Der Präsident des Appelationsgerichts, der Generalinspekteur der Armee und 50 vom Sejm sowie 25 vom Senat gewählte polnische Staatsbürger.

Der Präsident der Republik ernennt den Ministerpräsidenten, der ihm verantwortlich ist. Der Sejm kann zwar den Rücktritt eines Kabinetts fordern, doch muß ein solcher Antrag von den beiden Kammern des Parlaments im Verlaufe einer ordentlichen Session angenommen werden. Der Sejm wird auf Grund allgemeiner geheimer Wahlen für fünf Jahre gewählt. Der Staatspräsident kann den Sejm auflösen oder ihn zu einer außerordentlichen Tagung einberufen. Der Senat soll 120 Mitglieder zählen, von denen 40 vom Präsidenten ernannt und gewählt werden. Die ersten Senatoren sollen von den Rittern des Unabhängigkeitsordens und des Ordens „Virtuti Militari" gewählt werden. Vom Senat abgelehnte oder abgeänderte Gesetzesvorlagen können vom Sejm nur mit einer Dreifünftel-Mehrheit angenommen werden. Das Recht zum Einbringen von Gesetzentwürfen steht dem Sejm und der Regierung zu.

Inzwischen ist das Parlament in die Weihnachtsferien gegangen und wird vor Mitte Januar 1934 nicht wieder zusammentreten.

Todesstrafe für Lubbe und Torgler beantragt

Der Reichstagsbrandprozeß geht in diesen Tagen seinem Ende entgegen. Am Schluß seiner Anklagerede beantragte der Oberreichsanwalt gegen den Hauptangeklagten van der Lubbe die Todesstrafe wegen des fortgesetzten Verbrechens des Hochverrats in Tateinheit mit dem dreifachen Verbrechen schwerer Brandstiftung und wegen Versuchs der einfachen Brandstiftung. Außerdem beantragte der Oberreichsanwalt Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte auf Lebensdauer.

Gegen den Angeklagten Torgler beantragte der Oberreichsanwalt wegen fortgesetzten Verbrechens des Hochverrats in Tateinheit mit einem Verbrechen schwerer Brandstiftung ebenfalls die Todesstrafe und den dauernden Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte.

Die drei bulgarischen Angeklagten, Dimitroff, Popoff und Taneff, sollen von der Anklage des fortgesetzten Hochverrats in Tateinheit mit Brandstiftung aus Mangel an Beweisen freigesprochen werden.

Der Angeklagte van der Lubbe blieb, während der Oberreichsanwalt die Todesstrafe für ihn beantragte, vollkommen unberührt von dem, was um ihn vorging, in seiner gewohnten tief zusammengesunkenen Stellung sitzen. Auch Torgler zeigte nicht die geringste Bewegung. Ebenso blieben die bulgarischen Angeklagten vollständig ruhig.

In den Verteidigungsreden beantragte der Verteidiger Lubbes für seinen Klienten Zuchthaus, während der Verteidiger Torglers auf Freispruch plaidierte, weil nicht erwiesen sei, in welcher Form sich Torgler an der Brandstiftung beteiligt habe.

Das Urteil wird am Sonnabend, dem 23. Dezember, vormittags verkündet.

Moskau ladet Paul-Boncour ein

Die Sowjetregierung, mit der Frankreich erst kürzlich einen Nichtangriffspakt abgeschlossen hatte, hat den französischen Außenminister eingeladen, anschließend an seinem angekündigten Besuch in Polen und der Tschechoslowakei nach Moskau zu kommen. In französischen Kreisen zweifelt man an der Zweckmäßigkeit der Reise, weil man Rußland keine Garantie mehr geben könne und sein gutes Geld nicht ins Spiel werfen will.

Kriegsschuldenzahlungen eingefroren

Die amerikanische Regierung hat von den am Freitag fälligen Kriegsschuldenzahlungen im Gesamtbetrage von 153 Millionen Dollar nur etwa 5 v. H. erhalten. Frankreich, Belgien, Polen und Estland lehnten jede Zahlung ab. Oesterreich und Ungarn erklärten sich außerstande, etwas zu zahlen. England, Italien, Lettland, Litauen und die Tschechoslowakei zahlten nur einen Bruchteil der fälligen Rate. Nur Finnland zahlte volle 230 000 Dollar.

Feste und die Kunst, sie richtig zu feiern

Pflegt das Gefühl der Zusammengehörigkeit auf dem Dorfe

Anselm Kytzia, Chelm.

Die Festtage sind goldene Glieder in der eisernen Kette des menschlichen Lebens. Schon der Altmeister der deutschen Dichtkunst, Goethe, würdigt sie in seinem bekannten Reim:

Tages Arbeit, abends Gäste,
Saure Wochen, frohe Feste.

Besonders das Landvolk hat es einst verstanden, Feste richtig zu feiern und durch diese das Zusammengehörigkeitsgefühl der Dorfbewohner zu stärken. Die sogenannte Zeit des Fortschritts hat auch auf dem Lande festen Fuß gefaßt; mehr und mehr geht jeder seinen eigenen Interessen nach, die einstige traditionelle Bande wurde damit gelockert, und man fühlt sich erhaben über Familien- und Freundschaftssimpelei. Klassen- und Parteiunterschiede traten auf und zerstören vollends die einstigen Freundschafts- und Zusammengehörigkeitsbindungen, durchaus nicht zum Vorteil und Segen der einst so friedlich dahinlebenden Dorfgemeinschaft. Man vergnügt sich nicht mehr in engen Familienkreisen, sondern in Wirtschaften, auf Sälen, mit vielem Aufwand und Unkosten.

Allerdings beginnt es auch dort schon ruhiger zu werden. Dafür sorgen schon die hohen Lustbarkeitssteuern; man besinnt sich wieder auf das Zusammengehörigkeitsgefühl, auf die Verbundenheit mit den Lebenden, die zu uns gehören, durch Verwandtschafts- oder Freundschaftsbande.

Es ist sehr an der Zeit, daß wir uns als ein wertvolles Glied einer starken Gemeinschaft fühlen und diese Gemeinschaft auch pflegen. Das schöne, liebliche Weihnachtsfest naht. Zu gern wird es zu Gebirgsausflügen ausgenützt, um Wintersport zu treiben, oder man wandert ins Kino oder sonst in ein Vergnügungslokal, um angenehme Erlebnisse einzufangen. Daheim bleiben die alten Großeltern mit den kleinen Kindern, die dann keine Möglichkeit haben, Zusammengehörigkeitsgefühle zu pflegen. Diese Bräuche sind von der Stadt auch schon auf das Land hinübergegangen, und man ist eifrig dabei, sie immer besser auszubauen. Nützlicher wäre es, das so überaus sinnvolle Weihnachtsfest zur Pflege der eigenen Gemeinschaftsbande auszunützen, wozu der Besuch der Gotteshäuser gehört, sowie Zusammenkünfte in engen und engsten Familienkreisen. Gerade dieses schöne Weihnachtsfest liefert für die Pflege des Zusammengehörigkeitsgefühls einen fruchtbaren Boden; denn schon die winterliche Temperatur läßt das traute Heim mit seinem häuslichen, warmen Herd so angenehm empfinden. Das schöne Fest selbst mit seiner so verschiedenartigen Symbolik erhöht die Stimmung, erhebt auch ein kummervolles Menschenherz über die Sorgen des Alltags und bringt die Herzen der Menschen geschickt zueinander. Aber man hört sagen: „Besuche kosten viel Geld, sie sind zu kostspielig." Wo steht es denn geschrieben, daß jede Gesellschaft mit teuren Braten und noch teureren Getränken bewirtet werden muß? Bei unseren Vorfahren, die solche Zusammenkünfte am Weihnachtsfest mit dem größten Eifer pflegten, war dies Nebensache. Die Hauptsache bildete die Zusammengehörigkeit mit der entsprechenden Unterhaltung. Und wenn schon etwas herumgereicht wurde, so war es Kuchen, wenn es hoch zuging, dann gab es dazu einen billigen Punsch. Man legte solche Zusammenkünfte auch in die Zeit zwischen 4 und 7 Uhr nachmittags, in der man einer Bewirtung gar nicht bedurfte.

Einst bildeten die Dorfhochzeiten die besten Gelegenheiten fröhlicher Zusammenkünfte, bei welchen das Gemeinschaftsgefühl besonders gut gepflegt wurde. Man hat einen solchen Tag herausleuchten lassen aus den Alltagen, man hat ihn zu einem Fest gestaltet und beging ihn feierlich. Zur Feier kamen alle, die dem Hochzeitshause nahestanden. Blutsverwandte, Nachbarn und Bekannte. Heute läßt man die Trauung nachmittags — noch spät — stattfinden und erledigt die ganze Hochzeitsfeier mit einem Abendbrot, immer aus Angst vor den großen Unkosten. Das große Gastmahl soll aber nie zur Hauptsache einer Hochzeitsfeier erhoben werden; denn Gäste, die nur des Essens wegen zur Hochzeit erscheinen, bringen in den allermeisten Fällen häßliches Gerede über dieses in Umlauf und schaffen nur Aerger und machen böses Blut. Unsere Vorfahren bäuerlichen Standes haben den Hochzeitseltern diese Veranstaltung sehr verbilligt, indem sie diese mit Fleisch, Geflügel, Butter, Eiern und Käse belieferten. Es brauchte nur für die Getränke gesorgt zu werden. Obwohl die Gäste bei diesem Mahl sozusagen die eigenen Lebensmittel verzehrten, so herrschte dabei doch Wärme und Gemütlichkeit. Nicht das Essen hat die gehobene, glückliche Stimmung hervorgerufen, sondern sie stellte sich ein, da jeder Freude und Feiertagsbereitschaft mitbrachte.

Der Jugend drücken sich Erinnerungen am stärksten ein. Wer eine glückliche, freudvolle Kinderzeit verlebte, fühlt sich innerlich reich sein Leben hindurch, ist den Eltern dafür dankbar, daß sie es verstanden haben, in das Dasein ihres Kindes Freudentage einzustreuen. Auch der Geburtstag kann z. B. zu so einem Freudentage ausgewertet werden, selbstverständlich aber ohne die unzähligen Aeußerlichkeiten, wie Torten und Geschenke, da äußerer Aufwand noch nie jemanden beglückt hat. Immer ist es die festliche, heitere Stimmung im Zusammengehörigkeits- und Harmoniegefühl mit den Mitfeiernden. Dazu ist nur der gute Wille nötig, Frohsinn geben und empfangen zu wollen.

Gerade unserer Jugend fehlen die goldenen Glieder in der eisernen Kette ihres Lebens. Es müßte in dieser Hinsicht viel getan werden, und es läßt sich auch manches tun. Gerade an unserem Orte wird wenigstens ein Teil der Jugend in dieser Hinsicht sehr gut betreut, und dieses Beispiel verdient herausgestellt zu werden. Es handelt sich dabei um den Kirchenchor. Die Mutter des Dirigenten hat ein gutes Verständnis für die Jugend und versteht sie sehr gut. Da werden auch Feste gefeiert, für die die alte Dame der Jugend ihr Haus zur Verfügung stellt. Die jungen Damen des Chors müssen ihr dasselbe nur wieder sauber machen. Diese Dame des Hauses ist von Geburt aus für eine einfache und schlichte Geselligkeit sehr gut veranlagt und kann mit dieser glücklichen Anlage die Stimmung des Festes gut beeinflussen. Die Chordamen besorgen den Kuchen und den sonstigen Imbiß, der durch eine Umlage unter den Mitgliedern geregelt wird. Das Bier wird zum Selbstkostenpreise an die Festteilnehmer abgegeben. Es gibt dann immer ein billiges, aber äußerst gelungenes Fest, das sich stets in den Grenzen des Anstandes und einer guten Sitte bewegt. Die Jugend zehrt jedesmal lange an den schönen Erinnerungen eines derartigen Festes.

„Das Huhn legt durch den Schnabel"

Ein altes Sprichwort

Immer wieder muß betont werden, daß gute Legehühner eine vorzügliche Einnahmequelle der bäuerlichen Wirtschaft bilden. Denn das Ei ist ein begehrenswerter Artikel und in keiner Küche zu entbehren. Die Rentabilität der Hühner hängt aber stets von ihrer Behandlung besonders in den Wintermonaten ab. In dieser Zeit beginnt die neue Legeperiode der Junghennen. Ihnen muß ein eiweißreiches Produktionsfutter in Form von Gersten-, Hafer- und Maisschrot im Automaten ständig zur Verfügung stehen, welches eine Beimengung von Knochenschrot und Fleischmehl enthalten soll. Ein solches Kraftfutter wird den Legebauch der Hühner anschwellen lassen. Die größte Aufmerksamkeit ist der Wasserversorgnung zuzuwenden. Die Tränkgefäße müssen stets sauber sein, auch müssen sie täglich öfters gefüllt werden. Eine unzulängliche Wasseraufnahme drückt das Gewicht der Eier herab und macht sie minderwertig. Der Ertragsverlust, dazu noch aus Nachlässigkeit muß vermieden werden. Zu einem guten Ei gehört auch die Dotterfarbe; sie muß den satten Goldton haben. In den Sommermonaten wird diese durch die reichliche Naturnahrung leicht erzielt. Im Winter muß sie durch Grünfütterung wie Grün- und Baumkohl, Sauerkraut, gehäckseltes Klee- und Wiesenheu, getrocknete Brennnesseln sowie durch eine Zufütterung von Maiskörnern hervorgezaubert werden. Desgleichen müssen den Tieren genügende Mengen von Futterrüben zur Verfügung stehen. Die Eischale darf nicht vernachlässigt werden. Ein Gerät mit Muschelkalk — eine durch Holzleisten vergitterte Krippe, die aber gut abgedeckt sein muß — gehört im Winter in jeden Hühnerstall.

Jede Hühnerhaltung muß dann mit der Jahreszeit leben. So z. B. darf die abendliche Körnerfütterung niemals an eine bestimmte Stunde gebunden werden. Sie richtet sich jeweils nach dem Stand der Sonne. Während der Frühjahrs- und Sommermonate sollen die Tiere möglichst lange auf der Weide das Futter suchen.

Sehr gute Dienste leistet dann die Beleuchtung der Hühnerstallung, die im Winter um vier Uhr morgens in Tätigkeit treten muß. Die Tiere verlassen ihre Sitzstangen und sättigen sich am Futterapparat, beginnen zu scharren und suchen auch ihre Legenester auf. Um acht Uhr morgens sind dann viele Hühner mit dem Legegeschäft fertig geworden. Die angenehmste Beleuchtung des Hühnerstalles ist die elektrische, aber Laternen mit Petroleum- oder Oelbeleuchtung tun auch gute Dienste; denn das Licht braucht nicht intensiv zu sein. Es genügt die Stärke der Morgendämmerung. Die Haltung der Legehühner im Winter ist weit schwieriger als die des Sommers, und ihr muß ein besonderes Augenmerk gewidmet werden. Die Tiere müssen in ihren Räumen gehalten werden, welche nicht zu eng sein dürfen. Ein Viertel Quadratmeter Scharraum und zwanzig Zentimeter Sitzstangenanteil muß jedem Tiere zur Verfügung stehen. Die Tiere müssen ausreichende Bewegung haben, weil sie am besten ihre Futteraufnahme, Futterverwertung und damit auch ihre Leistungsfähigkeit fördert. Der Legeapparat eines hochgezüchteten

Haushuhnes stellt eine äußert empfindliche Maschinerie dar. Jede Störung, jeder Eingriff in die Gewohnheiten, jede Veränderung im Stall, jeder Futterwechsel, beeinträchtigt die Eiablage. Der Stalldienst verlangt Ruhe; Zuschlagen der Türen, selbst Singen und Pfeifen müssen vermieden werden. Jeden Morgen muß die ganze Hühnerschar beim Betreten des Stalles mit einem umfassenden Blick auf den Gesundheitszustand überschaut werden. Auffälliges muß aufgezeichnet und beobachtet werden.

Rücksichtslos ist alles auszumerzen, was kränklich und leidend aussieht. Die Tiere müssen alle Anzeichen strotzender Gesundheit aufweisen. Peinlich zu prüfen sind Nase und Rachenraum, um besonders den Schnupfen festzustellen; er gehört zu den heimtückischtesten Herbst- und Wintererkrankungen der Junghennen. Diese Erkrankung tritt harmlos auf, kann sich aber zu einer Gefahr für den ganzen Bestand entwickeln. Festzustellen ist er durch einen Druck auf die Nasenlöcher, denen dann eine schimmernde Feuchtigkeit entquillt. Nach und nach werden alle Schleimhäute des Kopfes davon ergriffen, die Nahrungsaufnahme ist dann schlecht, die Futterverwertung gering und die Legetätigkeit hört auf. Solche Tiere bringen keinen Nutzen und sind zu schlachten. Um die teuren Wintereier „die goldenen Eier" einheimsen zu können, muß der Bestand der Hühner sorgfältig gehegt und gepflegt werden. Erleichtert wird diese Hege und Pflege durch zweckmäßig eingerichtete Hühnerstallungen, die auch in den bäuerlichen Wirtschaften sich sehr gut bewähren würden.

Kytzia, Chelm.

Gedenket der Vögel im Winter!

Die kleinen gefiederten Sänger hat man im Sommer sehr gern; sollen sie sich in einer Gegend heimisch fühlen, so darf man sie im Winter nicht vergessen. Der diesjährige Winter ist überhaupt in seinem Anfange an recht unwirtlich und der jetzt schon bestehende Nahrungsmangel wird vielen Singvögeln zum Verhängnis.

In den Gärten müssen daher Futterstellen errichtet werden, die vor Schneeverwehungen zu schützen sind. Als Futter sind nur Sämereien, wie Hanf, Glanzkorn. Rübsen u. dgl. zu verwenden. Brot und Speisereste dürfen auf die Futterplätze nicht gebracht werden.

Eine verständige Vogelfütterung muß vor allem zwei Bedingungen erfüllen: die gestreuten Futtermittel müssen stets trocken und unverdorben sein und dann müssen die Sperlinge davon ferngehalten werden. Deshalb sind die offenen Futterstellen zu entfernen, weil sie nur von den Sperlingen beherrscht werden. Für die Goldammern, Haubenlerchen und Rebhühner genügen die Unkräuter, die beim Reinigen des gedroschenen Getreides abfallen. Natürlich gesellen sich dazu auch die Spatzen. Unsere wertvollsten Vögel im Winter sind die Meisen, die besonders gepflegt werden müssen. Kadaver von Sperlingen, Krähen, Geflügel und auch Katzen tun dabei gute Dienste, die man am besten auf Bäume und Sträucher aufhängt.

Drosseln und die überaus schönen Seidenschwänze besuchen gern unsere Anwesen, wenn sie Beeren von Hollunder und Ebereschen vorfinden. Zu jedem dörflichen Anwesen gehören diese Hölzer, durch deren Früchte die angenehmen Wintergäste herangelockt werden. Sie werden uns in der Oede des Winters manche Kurzweil bereiten.

Die Vogelfütterung im Winter ist vor allem zu einer Angelegenheit der Jugend zu machen.

Kytzia, Chelm.

Das deutsch-polnische Roggenabkommen

Bei diesem Abkommen ist man von der Erwägung ausgegangen, daß Deutschland und Polen zu den größten Roggenproduzenten Europas gehören. Die Ausfuhrtätigkeit beider Länder bestimmt in hohem Maße den Stand der Weltmarktpreise für Roggen. Demnach liegt der Sinn dieses Abkommens darin, durch eine beiderseitige Verständigung über die Ausfuhr von Roggen und Roggenmehl die Preise für diese Produkte zu stützen.

Zur technischen Durchführung dieses Abkommens bestehen Büros in Berlin und Danzig, die über die Gestaltung der Verkaufsbedingungen telefonisch Fühlung nehmen. Die Ausfuhrüberschüsse dürfen nur von diesen beiden Regierungsstellen getätigt werden, die dann diese Abschlüsse privaten Firmen zur Ausführung übertragen.

Dieser Vertrag erstreckt sich auf alle Auslandsmärkte. Wie zu ersehen ist, bringt dieses Abkommen den Roggenproduzenten nur einen mittelbaren Nutzen, der aber immerhin wertvoll ist, da er für eine bessere Preisgestaltung sorgt.

a.

Zwei Kartoffelernten in einem Jahre

Dieses Experiment hat ein Schrebergärtner in Deutschland durchgeführt, das auch als gelungen zu betrachten ist. Die erste Aussaat erfolgte Anfang April, die erste Ernte Anfang Juli, und zwar mit gutem Ertrag. Dieses Gartenstück wurde dann erneut vorbereitet und mit Kartoffeln besteckt. Auch diese Kartoffeln haben eine gute Reife gefunden und sind in der Generalversammlung des entsprechenden Schrebergärtnervereins ausgestellt worden. Dieses Ernteexperiment dürfte bestimmt viel Interesse für Kleingärtner haben. Es wirft eine Anzahl von Fragen auf, die näher geprüft werden müßten. Eine Hauptrolle darin wird die Sorte spielen. Frühkartoffeln würden für einen solchen Anbau den Vorzug haben. Festgestellt müßte auch werden, welches Saatgut sich besser bewähren würde, ob ein solches des Vor- oder Erntejahres. In dieses Experiment spielen auch die Bodenverhältnisse und die Düngung, besonders mit Handelsdünger, hinein. Diese Errungenschaft hat besonders für die Kleingärtner einen großen Wert und ihre Sache dürfte es sein, dieselbe in ihren Betrieb einzuspannen.

a.

Zwerghühner

Man sieht sie auf verschiedenen Höfen, die dann lediglich zu Sportzwecken gehalten werden. Sie können aber einen annehmbaren Nutzen abwerfen und sollten wegen ihrer wirtschaftlichen Vorteile auch als Nutztiere gehalten werden, besonders bei beschränkten Raumverhältnissen. Die Erzeugung der Wirtschaftseier im eigenen Zuchtbetrieb würde manchem städtischen Geflügelfreund viele Freude bereiten. Erfreuen würde ihn auch das muntere Treiben der kleinen Tiere.

Die Zwerghühner sollen ein Drittel der Körpergröße großer Rassen haben und folgerichtig müssen auch ihre Eier nur ein Drittel des Gewichts der großen Rassen aufweisen. Wenn z. B. das Normalei der großen Hühnerrasse mit 60 Gramm angenommen wird, so muß das Zwerghuhnei nur 20 Gramm wiegen. In Wirklichkeit wiegen aber die Eier der Zwerghühner 35 bis 40 Gramm, haben somit zwei Drittel des Gewichts der großen Hühnereier.

Aber ihr Futterverbrauch entspricht nicht dem Eigewicht, sondern nur dem des Körpergewichts. Dafür ein Beispiel: das Gewicht einer Mittelrasse, wie Leghorn, beträgt durchschnittlich 1½ kg. Der Futterverbrauch einer solchen Henne stellt sich auf 170 Gramm für den Tag, der einer Zwergehenne dagegen nur auf 65 Gramm. Das Verhältnis für das beiderseitige Eigewicht stellt sich auf 60 und 35 Gramm.

a.

Einige Rezepte für die Zubereitung von Kaninchenfleisch

Jede Fleischart kann verschieden zubereitet werden. Die größte Abwechslung läßt das Kaninchenfleisch zu, und darin liegt sein großer, wirtschaftlicher Wert. Leider ist über die mannigfaltige Verwendung dieses wertvollen Lebensmittels zu wenig bekannt und darum ist die Verbraucherzahl davon nur gering. Deshalb kommt die Kaninchenzucht aus dem Rahmen des Sports gar nicht heraus. Nur wenn das Kaninchenfleisch zu einem Volksnahrungsmittel erhoben wird, dann erst wird die Zucht dieser Kleintiere eine Gelderwerbsquelle für kleine, unbemittelte Leute bilden.

Nachstehend lassen wir einige Rezepte über die Zubereitung des Kaninchenfleisches folgen.

1. Kaninchen gebraten. Das junge Kaninchen wird gehäutet, gespickt, gesalzen, mit Paprika und Mehl bestäubt, in einer schmalen Pfanne mit Zwiebeln, Lorbeerblatt, Butter und zerlassenem Speck unter fleißigem Begießen gebraten. Die Soße wird mit Paprika und einem Eßlöffel Tomatenquark mit ¼ Liter saurem Rahm gedickt. Das Gericht wird mit Makkaroni serviert.

2. Ragout von Kaninchen. 125 Gramm geräucherter Speck wird in grobe Würfel geschnitten, mit 50 Gramm Butter und einer zerschnittenen Zwiebel in einem Schmortopf geröstet, dann herausgenommen. In diesem Fett wird das zerteilte Kaninchen goldgelb von allen Seiten angebraten und mit wenig Wasser, einigen Pimentkörnern (brauner Pfeffer), drei Nelken, einem Lorbeerblatt ½ Stunde gedünstet. Inzwischen hat man zwei Eßlöffel Mehl braun geröstet und mit einem Glas Rotwein glattgerührt. Der Bratsaft wird durch ein Sieb unter Rühren dazugegossen und alles zu einer dicklichen Soße verkocht, in der die Speckwürfel und das Kaninchenfleisch fertig gedünstet werden. Das Gericht kann durch Zusatz von geschmorten Pilzen, in Butter und Zucker glasierten Zwiebelchen verfeinert werden.

3. Würstchen aus Kaninchenfleisch. Hierzu kann ein altes, fettes Kaninchen verwendet werden. Das roh ausgelöste Fleisch wird mit Leber, Niere, Herz, 375 Gramm fettem Schweinefleisch und einer Zwiebel zweimal durch die Fleischmaschine getrieben, mit Salz, Pfeffer und Majoran gewürzt, mit ein bis zwei Eiern vermengt und zu acht Zentimeter langen, nicht zu dicken Würstchen geformt. Sie werden in geriebener Semmel gewälzt und mit reichlich Fett von allen Seiten langsam braun gebraten. Man gibt Kartoffelsalat und in Scheiben geschnittene saure Gurke dazu. Die Würstchen schmecken kalt sehr gut zu Butterbrot.

(Diese Rezepte sind der Zeitschrift „Der Deutsche Siedler" entnommen).

Pferdemist im Hühnerstall

Eine solche Verwendung ist bei dem diesjährigen strengen Winter durchaus nicht zu verwerfen; denn Hühner, wenn sie im Winter legen sollen, dürfen keinen zu kalten Stall haben. Die Stalltemperatur darf auch nicht zu sehr schwanken. Das Heizen der Hühnerstallungen durch Öfen ist umständlich und auch kostspielig, und es gibt dabei auch keine Regelmäßigkeit in der Stalltemperatur.

Bei der Verwendung von Pferdedünger muß bei den Hühnern in besonderer Weise verfahren werden. Die Wände der Hühnerstallung müssen vorher gut abgefegt werden, damit durch die Wärme, Feuchtigkeit und Nährstoffzufuhr des Mistes die Wucherung von Schimmel- und anderen gesundheitsschädlichen Pilzen nicht noch gefördert wird. Vor dem Einbringen des Düngers ist die dafür bestimmte Stelle mit Torfstreu zu bedecken, um die Jauche gut abzufangen, welche aus dem Düngerhaufen hervorzuquellen pflegt. Es würde sich Ammoniak entwickeln, aus welchem sich dann der unangenehm stechende Geruch im Stalle bildet, durch den die Luft verdorben wird. Die Torfstreu bildet für diese Zwecke das beste Bindungsmaterial. Der Dünger muß sich alsdann im Zersetzungszustande befinden, da nur bei diesem Wärme entsteht, die man in dem Stalle haben will. Trockener, strohiger Pferdemist würde diesen Zweck gar nicht oder erst später erfüllen. Ferner muß er gleichmäßig gelegt und festgetreten werden, damit sich keine Pilzwucherungen bilden können, von denen wiederum nur schädliche Gase aufsteigen würden. Man legt auf den Haufen eine leichte Strohschicht und deckt ihn zuletzt mit Brettern ab.

Durch die fortschreitende Verwesung erzeugt dieser Dünger immer neue Wärme, welche die Temperatur der Stalluft erhöht. Bei einer milderen Temperatur können auch die Fenster geöffnet werden, ohne zu befürchten, daß der Stall auskühlt. Am Tage werden sich die Hühner auf diesem Haufen gern aufhalten, um sich zu wärmen.

Verkehrt wäre es aber, diese Wärmeanlage im Schlafraum der Hühner einzurichten, weil ihnen eine übermäßige Erwärmung während der Nacht nicht dienlich wäre.

a.

Weihnacht in der Heimat

Skizze von Rolf Herbert **Kunze-Leipzig**

Die kleine Stadt lag tief im Schnee. Wie ein altes Weiblein hatte sie sich in eine weiche, weiße Decke gehüllt. Nur der spitze Kirchturm steckte seine Nase in die blaugraue Dämmerung.

Paul Rittenwald schlug den Mantelkragen hoch und bohrte die Hände tief in die Taschen, dann ging er prustend weiter. Von Osten her kam ein scharfer Wind, da konnte einem der Reiz an dem schönsten Winterzauber vergehen. Ueberhaupt — er hatte sich alles ganz anders vorgestellt. Das liebe, winkelschiefe Nest war zwar noch das alte, vertraute, aber alles andere . . . Nein, es kommt nichts 'raus, aus solchen Gemütskisten!

Vielleicht wäre es besser gewesen, über Weihnachten in Berlin zu bleiben. Man war eben fremd geworden, man kam sich versprengt vor und ausgeschlossen. Und die eine hatte er auch nicht angetroffen: Annemarie! Sie war verreist, hatte die Mutter gesagt. Vielleicht kam sie schon heute wieder, vielleicht erst morgen. Und ein zweites Mal konnte er doch kaum dort vorsprechen. Keiner hatte ihn eingeladen. Und wenn man sich's recht überlegte: Vielleicht war es besser so!

Annemarie — Himmel, war das ein Mädel gewesen! Die Augen, das Lachen und der Mund! Diesen Mund hatte er einmal — aber auch nur einmal geküßt. Heute noch wurde ihm warm, wenn er daran dachte. Damals war sie sechzehn. Zehn Jahre sind eine lange Zeit. Also Schluß — ade! Nicht sehen und nicht mehr daran denken!

Aber war denn keiner, der ihm am Christabend ein bißchen Heimatgefühl bescherte? Ganz plötzlich mußte Paul an Georg Cornelius denken. Georg Cornelius! Und mit einer lebhaften Schwenkung ging er durchs Finkentor.

Paul Rittenwald blies das Streichholz aus, mit dem er sich die Hühnerstiege hinaufgetastet hatte, und klopfte an. Nichts. Er klopfte nochmals. Erst als er die ersten Takte des Hohenfriedbergers abgetrommelt hatte, räusperte sich drinnen jemand. Es klang wie das Brummen eines gereizten Eisbären. Gleich darauf rief eine rauhe Stimme: „Ruhe da! Ich bin heute nicht zu Hause. Außerdem habe ich kein Geld."

Georg Cornelius war also der alte geblieben. Paul Rittenwald mußte innerlich lachen. Dann sprach er im gewichtigen Amtston: „So öffnen Sie doch endlich! Ich bin der Geldbriefträger." Ein eiliges Schlürfen war die Folge. Zwei Riegel wurden zurückgeschoben. Cornelius stand im Rahmen der Tür. Mit weitaufgerissenen Augen starrte er auf den Fremden. In seinem wilden Buschmannsgesicht, aus dem zwei feurige Augen und eine nicht minder feurige Nase hervorstachen, spiegelte sich eine ganze Serie widerstreitender Empfindungen.

Paul Rittenwald schüttelte ihm lange beide Hände: „Alter Junge, knurre doch nicht! Wer will denn Schindluder mit dir treiben? Den Weihnachtsabend möchte ich mit dir verleben, sonst nichts."

Paul setzte sich und sah sich in dem trostlosen Raum um, der früher mal ein ganz nettes Photo-Atelier gewesen war. Allerdings hatte sich von dieser Herrlichkeit nicht mehr viel erhalten: ein grüner, verblichener Vorhang, ein alter, zerrissener Teppich, ein paar ehemals goldene Stühle. Das einzige große Fenster verdeckte ein geflickter Lappen. Trostlos!

Georg Cornelius machte sich an einem merkwürdigen Gestell zu schaffen. Es handelte sich um eine Längs- und ein paar Querstangen, die in einem Blumentopf steckten. An der Spitze prunkte als Krönung etwas Staniolpapier. Georg betrachtete dieses seltsame Gebilde kritisch und meinte dann plötzlich: „Du bist übrigens ein guter Junge, Paul Rittenwald, weil du gekommen bist, mir guten Tag zu sagen, am Weihnachtsabend."

„Ach, Georg, ich freue mich wirklich."

„Weißt du auch, daß ich trinke?" unterbrach ihn der Alte und sah ihn dabei mißtrauisch an.

„Aber Georg."

„Es ist so. Darum bin ich auch vor die Hunde gegangen. Keiner kommt mehr zu mir, keiner bestellt ein Bild." Ein langes Schweigen war in der traurigen Stube, nur der rotglühende Kanonenofen sang und zischte immerfort und warf ein gespenstisches Licht auf den verblichenen Plunder.

Dann nahm Cornelius einen verstohlenen Schluck aus einer Flasche und räusperte sich vernehmlich: „Hm, was ich übrigens sagen wollte: Du bist was Rechtes geworden, mein Junge. Obwohl du früher so'n Tunichtgut warst! Freut mich jedenfalls — freut mich. Erst neulich haben wir von dir gesprochen."

„Von mir?"

„Annemarie hatte in der Zeitung gelesen, daß du irgend so 'n kolossalen Posten bekommen hast, und da kam sie hergelaufen und hat sich gefreut, als ob sie selbst befördert worden wäre —."

„Annemarie? Sie hat sich gefreut? Mensch, Cornelius, ist das wahr?" jubelte Rittenwald und riß dem anderen fast den Rock vom Leibe.

„Loslassen! Hast wohl 'n Klaps? Schmeiß mir bloß nicht den Christbaum um!" Paul ließ ihn frei. So sehr ihm auch der heißersehnte Name in den Ohren klang, so mußte er doch mit Bestürzung und Heiterkeit auf das sonderbare Gestell sehen, das Georg als Christbaum bezeichnete. Cornelius sah den Blick und meinte etwas kleinlaut: „Er ist eben ein bißchen dürftig in diesem Jahr. Annemarie ist seit Wochen verreist. Wer soll mir da die Bilder entwickeln und kopieren? Sie war ja die einzige, die mir die paar Aufträge noch erledigte."

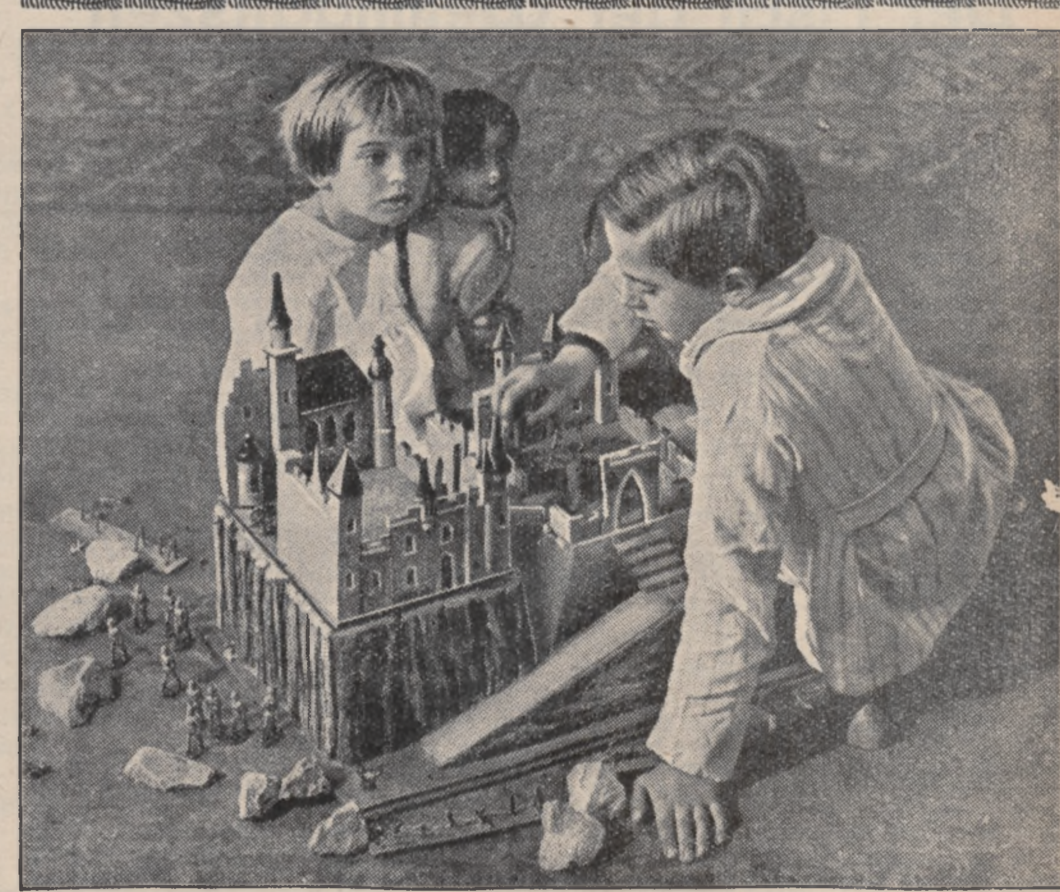
„Ja, aber Georg, hast du denn sonst niemand mehr, der um dich ist? Ich entsinne mich, du warst doch verlobt." Paul bereute diese Worte, als er sie ausgesprochen hatte. Bestürzt sah er auf den alten Freund, der sich abwandte. Seine Schultern zuckten, dann fuhr er jäh herum, seine Stimme klang heiser und trocken: „Was geht dich meine Verlobte an? Du warst schon früher immer so 'n vorlauter Bengel!" Ueber sein Gesicht ging ein schmerzliches Zucken, und leise fügte er hinzu: „Tja, — als das verdammte Trinken anfing, da war's eben aus. Sie mochte mich nicht mehr und hat einen anderen genommen." Er winkte den Freund ans Fenster und zog den geflickten Vorhang zurück: „Dort drüben wohnt sie," sprach er mit stiller Resignation, „dort drüben die drei Fenster rechts, mit den weißen Gardinen und den Alpenveilchen. Da kann ich sie manchmal sehen, wenn sie mit den Kindern spielt und rumwirtschaftet. Und in der letzten Zeit, da habe ich sie so wenig gesehen, weißt du, das fällt mir jetzt wirklich auf! Sie haben noch immer kein Licht. Aber wenn erst die Glocken läuten — dann paß mal auf, wie hell es dann bei ihr wird und wie die Kinder an den Gabentisch stürzen! Dann stecke auch ich meinen Christbaum an. Sie soll nicht etwa glauben, daß mir was fehlt, weil sie mich nicht genommen hat. Und ich meine, wenn der Vorhang geschlossen ist, dann kann man von draußen gar nicht unterscheiden, ob hier eine richtige Edeltanne brennt oder bloß so 'n Sturzel."

In diesem Augenblick schlugen die Glocken an und kündeten anschwellend mit mächtigen Akkorden die Himmelsbotschaft der Weihenacht. Cornelius griff nach den Streichhölzern und zündete mit zittrigen Händen einen Lichtstummel nach dem anderen an. Als alle brannten, lag eine stille Verklärung auf seinen verwitterten Zügen. Dann trat er zum Fenster und sah nach drüben. Minutenlang. Schließlich zog er den Kopf verstört zurück: „Nichts! Kein Baum brennt drüben, nichts! Kannst du dir das erklären, Paul?" Noch einmal spähte er durch die Gardine, dann stürmte er mit einem plötzlichen Entschluß wortlos hinaus.

Paul Rittenwald saß nun allein unter dem seltsamen Christbaum, und ihm war es sehr sonderbar ums Herz. Auf einmal eilten leichte Füße die Stiege herauf, und eine liebe, helle Stimme rief schon von draußen: „Vater Cornelius! Vater Cornelius! Ist Paul Rittenwald schon hier gewesen?" Dann folgte ein Erschrecken, ein brennendes Erröten und dann ein übermütiges Lachen aus einem Munde — aus dem nie vergessenen Munde.

Als Georg Cornelius zurückkam, wunderte er sich nicht im mindesten, daß die beiden Hand in Hand nebeneinander saßen. „Jetzt ist drüben auch Weihnacht," sagte er zufrieden, „sie hatten sich bloß verspätet, weil der Mann nicht früher aus dem Geschäft kam. Im übrigen sagte meine Braut, ich sollte mich doch nicht um anderer Leute Weihnachten kümmern. Und sie hat recht. Ich hatte bloß gedacht, daß sie vielleicht keinen Christbaum hätten."

Dann sah er starr, mit schwimmenden Augen auf die schwelenden Lichtstümpfe, die er sich selbst beschert hatte. Und kein Mensch kann sich denken, wie ernst und feierlich das aussah.



Nach der Bescherung

Die Schalenfrüchte der Weihnachtszeit

Walnüsse, Haselnüsse, Paranüsse, Mandeln und noch andere Schalenfrüchte sind besonders die Früchte der Weihnachtszeit. Nüsse dürfen auf dem Weihnachtstisch nicht fehlen, und Mandeln kommen in die Weihnachtsstollen und Pfefferkuchen. Im allgemeinen Sprachgebrauch werden die Schalenfrüchte zum Obst gerechnet. Dies ist jedoch falsch. Denn die Schalenfrüchte unterscheiden sich in manchen Beziehungen vom Obst, hauptsächlich durch ihren viel geringeren Wassergehalt und durch ihren hohen Gehalt an Fett und Eiweiß. Der Nährwert der Nüsse ist so hoch, daß drei Pfund Fleisch einem Pfund Nüsse gleichzusetzen sind. Jedoch sind die Nüsse ziemlich schwer verdaulich. Nicht richtig klein gekaut und in größeren Mengen gegessen, können sie zu Verdauungsstörungen führen. So mancher verdorbene Kindermagen um die Weihnachtszeit, der auf zu starkes Verzehren von Süßigkeiten zurückgeführt wird, ist zu vielem Nußessen zuzuschreiben. Weiter hat starkes Nußessen auch eine Reizung der Schleimhäute zur Folge. Diese Reizung wird bewirkt durch die ätherischen Oele, die in den Nüssen enthalten sind.

Als Urheimat des Walnußbaumes werden die Gegenden südlich des Kaukasus oder die Umgebung des Himalaya-Gebirges angesehen. Nach Europa scheint der Baum über Persien gekommen zu sein; denn

zunächst waren die Walnüsse in Europa nur unter dem Namen persische Nüsse bekannt.

Zur Zeit des römischen Reiches war der Walnußbaum in Italien schon sehr stark angepflanzt. Jährlich um die Zeit der Walnußernte hielt man große Erntefeste ab, die mit dem Nußtanz endeten. Von Italien aus, wohl hauptsächlich durch römische Legionssoldaten, kam der Walnußbaum auch nach Gallien und nach Deutschland, an den Rhein und an die Mosel. Der Walnußbaum stellt zwar keine allzu großen Ansprüche an den Boden, kann jedoch Fröste nur schwer vertragen. Im allgemeinen kann der Baum nicht über die Weinbauzone hinaus angepflanzt werden.

Der Haselnußstrauch mit seinen kleinen Früchten war im nördlichen Europa sicher schon in der vorgeschichtlichen Zeit bekannt. Schon die vielen Sagen und Mythen, die bei den germanischen und slawischen Völkern über den Haselstrauch anzutreffen sind, beweisen dies. Ein mit Runen, den altgermanischen Schriftzeichen, bedeckter Haselstock gab nach altgermanischem Volksglauben Sicherheit, ungefährdet durch das Land zu ziehen.

Unter einem Haselstrauch war man auch vor dem Blitz geschützt,

und unter einem solchen Strauch war der Wanderer in Sicherheit, wenn plötzlich der wilde Jäger durch die Lüfte einhergezogen kam. Noch heute ist im deutschen Volksglauben etwas von den alten Sagen und Mythen über den Haselstrauch lebendig geblieben. Die Haselnuß wird heute in verschiedenen Dutzend Arten angebaut. Haupterzeugungsgebiete sind Kleinasien, Spanien und Italien

Die Mandelfrucht stammt vom gemeinen Mandelbaum, einem dem Pfirsichbaum völlig ähnlichen Baume. Die Urheimat weist auf Syrien und Mesopotamien hin. Die Mandelfrüchte waren den Römern zunächst als griechische Nüsse bekannt. In Deutschland gedeiht der Baum noch in der bayrischen Pfalz und an der Bergstraße. Hauptgebiete der Mandelbaumkultur sind heute Südfrankreich, Italien, Spanien, Portugal, Nordafrika und Kleinasien. Von der gewöhnlichen süßen Mandel unterscheidet sich die Knack- oder Krachmandel durch viel dünnere Schalen. Diese Art Mandel kommt hauptsächlich aus Frankreich. Die Frucht des bitteren Mandelbaumes stammt meist aus Nordafrika und Sizilien.

Bittere Mandeln enthalten ein sehr starkes Gift, die Blausäure.

Eine Mandel enthält zwar nur etwa ein Tausendstel eines Grammes Blausäure. Da aber schon acht bis zehn Tausendstel eines Grammes Blausäure genügen, um ein Kind zu vergiften, empfiehlt es sich, dort, wo Kinder sind, bittere Mandeln gut zu verschließen. Es sind schon öfter Kinder am Naschen bitterer Mandeln gestorben. In vermehrten Mengen kommen jetzt jedesmal vor Weihnachten auch die Paranüsse in den Handel, jene meist scharf dreikantigen Früchte mit der steinharten Samenschale. Diese Früchte stammen von einem gegen 30 Meter hohen Baum, dessen Heimat am Amazonenstrom und am Orinoko ist. Die meisten glauben, die dreikantigen Früchte mit dem elfenbeinfarbigen, nußähnlich schmeckenden Fruchtfleisch seien eine Einzelfrucht. Sie ist jedoch nur der kleinste Teil der ganzen Frucht. Die wirklichen Früchte des Baumes sind Kugeln in Kopfgröße, in denen je gegen 20 solcher Früchte eingeschachtelt sind. Paranüsse heißen sie, weil sie über Para in den Handel kommen.

Viele Eltern, die ihren Kindern in den letzten Jahren keine Walnüsse und Haselnüsse mehr kaufen konnten, haben dafür die billigeren Erdnüsse erstanden. Die Erdnuß wird gewonnen von einem einjährigen niedrigen Kraut. Eigenartig ist das Wachstum dieser Nüsse. Nachdem die Blütenstengel nach unten in die Erde ein, wo die Früchte wachsen und reifen. Als Urheimat des Erdnußstrauches wird Brasilien angesehen. Das Gewächs ist jedoch jetzt weit verbreitet. In armen Gegenden wird diese Frucht auch geröstet und wie Kaffee zubereitet.

Der Eisvogel

Am Rand des Teiches
Geistert eine kleine Flamme.
Sie züngelt auf blaubunt
Am Ulmenstamme.
Sie ist im grauen,
Harten Felsgestein
Wie einer späten
Sommerblume Schein.

Grau war die Welt
Und kahl und dürr.
Des kleinen Vogels
Farbgewirr
Macht sie für eine Weile
Schön und licht...

Du, müder Mensch,
Verzage nicht,
Sieh' an die Welt,
Blick um Dich, schau':
Es blüht ein Licht
Aus tiefstem Grau...

Hans Gäfgen.

Der Fisch der Weihnachtszeit

Karpfen-Tradition in Europa — Die Schuppen in der Geldbörse — Die Zubereitung ist einfach

An Weihnachten und Silvester gibt es viele Familien, bei denen der fette Karpfen mit dem goldgelben Bauch und dem prallen, großschuppigen Rücken auf den Tisch kommt. Für Weihnachtsabend und Silvester ist der Karpfen bei uns so traditionell wie etwa in den skandinavischen Ländern die Weihnachtsgrütze. „Karpfen blau mit Butter" — über viele Gesichter gleitet schon bei dem Gedanken ein wohliges Schmunzeln.

Wie ist der Zusammenhang der Karpfen mit dem Weihnachtsfest zu erklären? Es kann wohl sein, daß ein uralter Aberglaube mitspricht, — indem man diesen fetten, fruchtbaren Fisch seinen Gästen vorsetzt, meint man, ein Anrecht auf fette Zeiten zu erwerben, denn im Karpfen sah man von altersher ein Symbol der Fruchtbarkeit. Kein Wunder, denn im fünften Lebensjahr legt ein einziges Karpfenweibchen bereits etwa 300 000 Eier ab; diese Zahl kann sich später verdoppeln, ja es gibt etliche Weibchen, die es auf 800 000 Eier bringen. Um dieser Fruchtbarkeit willen waren die Karpfen bei den Römern der Göttin Aphrodite oder Cypria heilig.

Wir wissen vom Karpfen, daß er von jeher in Europa heimisch war. Schon vor der Eiszeit ist er hier vorgekommen, wie sich aus verschiedenen Spuren nachweisen läßt. Da er aber die Kälte nicht liebt, wurde er in der Eiszeit nach Süden abgedrängt und ist erst später wieder in Mitteleuropa eingeführt worden. Die Mönche, die nach Mitteleuropa kamen, um hier das Christentum zu verbreiten, brachten aus ihrer südlicheren Heimat den beliebten Fisch mit und legten bei den Klöstern auch Karpfenteiche an, mußten sie doch für die langen Fastenwochen vorsorgen. Die Fische gediehen prächtig, und aus den Klosterteichen konnte manches gute Karpfengericht an die Umwohner verkauft werden. Der Karpfen brachte den Mönchen also nicht nur Nahrung, sondern auch Einnahmen — kein Wunder, daß er zu hohem Ansehen gelangte.

Die moderne Karpfenzucht wird in zwei Arten von Teichen betrieben, nämlich in den sogenannten Zucht- oder Streckteichen und in den Winterungsteichen. Die Karpfenzüchter sehen streng darauf, daß keine anderen Fische im Karpfenteich sind, denn diese schnappen natürlich einen Teil der Nahrung weg, so daß die Karpfen infolgedessen weniger gut gedeihen. Früher war es oft Sitte, einen Hecht in den Karpfenteich zu bringen, da man dadurch die trägen Karpfen in Bewegung zu bringen hoffte, was man für gedeihlich hielt; es zeigte sich aber meist, daß die gefräßigen Hechte unglaubliche Verwüstungen unter den Karpfen anrichteten und den Karpfenbestand beträchtlich verminderten. Daher kommt die Redensart: jemand ist wie „ein Hecht im Karpfenteich".

Allerlei Aberglaube knüpfte sich an den Karpfen. So muß man beim Silvesterkarpfen darauf sehen, daß man einen „Rogener" bekommt, denn Karpfenrogen bedeutet Glück und Geld. Ebenso ist es günstig, wenn man eine Karpfenschuppe in der Geldtasche trägt. Auch das soll die Finanzen aufbessern.

Die wohlschmeckendsten Karpfen sind die Drei- bis Vierpfünder; alte Herren — manche werden bis zu 20 Jahren alt — eignen sich nicht für den Festtisch. Die Zubereitung ist einfach. Dem Wasser, in dem die Karpfen gekocht werden, setzt man einen Schuß Essig zu, außerdem Salz und zerschnittene Zwiebel. Der Karpfen muß recht heiß angerichtet werden, und man reicht zerlassene Butter dazu. In Polen bevorzugt man Karpfen in Bier oder in Rotwein. Zu diesem Gericht wird der Karpfen in Stücke zerlegt und das Blut in Essig aufgefangen. Rogen und Milch kocht man in Salzwasser für sich ab. Dann schneidet man Zwiebel in Würfel, schwitzt sie in Butter gar, fügt etwas Mehl hinzu und läßt auch dieses durchschwitzen. Dann gibt man ¾ Liter Braunbier oder Rotwein daran, würzt die Sauce unter ständigem Rühren mit Salz, ein wenig gestoßenen Gewürznelken, Zucker, einem Lorbeerblatt, einem Fleischextraktwürfel, fügt etwas Zuckercouleur hinzu, so daß die Sauce eine schöne braune Farbe bekommt, und legt nun die Karpfenstücke in die Sauce, in der man sie unter häufigem Schütteln des Topfes langsam weich kocht. Zuletzt gibt man das Blut daran. Rogen und Milch werden zum Schluß, wenn man den Karpfen anrichtet, darüber gegeben. Statt des Zuckers liebt man es vielfach, ein Stück Pfefferkuchen in der Sauce verkochen zu lassen, so daß man oft auch das Mehl weglassen kann, da der Pfefferkuchen die Sauce sämig macht. Auch backen kann man Karpfen wie jeden anderen Fisch.

Die Karpfenmengen, die um die Weihnachts- und Neujahrszeit vertilgt werden, lassen sich nur mit den unvorstellbaren Mengen von Truthähnen vergleichen, die in Amerika an Festtagen ihr Leben lassen müssen. Wer nicht rechtzeitig bestellt, hat oft das Nachsehen und muß sein Fest ohne Karpfen feiern.

Die Stimme des Gewissens

Ein Roman von Liebe, Glück und Leid.

Von **Erich Friesen.**

(12. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die beiden jungen Mädchen gehören unstreitig zu den reizvollsten Erscheinungen — die eine der anderen gewissermaßen als Folie dienend. Sofort sind sie umschwärmt. Ein berühmter Maler nimmt sich vor, die „schwermütige Blonde" als „Traum einer Sommernacht" für die nächste Ausstellung zu malen. Ein junger Lyriker träumt bereits von einer Ode „Die verkörperte Sehnsucht". Und ein dramatischer Dichter wälzt eine Zeitkomödie „Titania und Puck im modernen Gewand" in seinem Schädel herum.

Während die muntere Gerda sich vergnügt dem ganzen Treiben hingibt, wobei sie ganz offen ihre Freude über die ihr bewiesenen Huldigungen zeigt und nur allzu kühne Blicke und Worte schlagfertig abwehrt, verhält Ingrid sich völlig passiv. Sie ist nur mit dem Körper in dieser heiteren Gesellschaft. Die Gedanken suchen — i h n.

Und als er endlich eintritt, an der Seite Gunnar Cederströms, da schießt wieder jenes heiße Rot in ihre blassen Wangen, wie schon vorhin.

Um das fast hörbare Klopfen ihres Herzens zu überwinden, zieht sie sich in eine der kleinen Fensternischen zurück und beobachtet von diesem Versteck aus die beiden Herren . . .

Gunnar Cederström ist im Klub einer der Prominentesten. Er ist rasch umringt. Und als seinem Freund zollt man auch Henrik Scott Beachtung. Ingrid sieht, wie Gunnar lebhaft Umschau hält — gewiß nach Gerda, die ihm geschickt stets entwischt. Sieht, wie Henrik von verschiedenen Seiten um irgend etwas gebeten wird, was er lächelnd abwehrt. Bis er sich doch erweichen läßt und an den Flügel tritt.

„Hier haben Sie sich versteckt, Fräulein Ekdal?" hört sie plötzlich Gunnars Stimme neben sich. „Ich suche Sie schon die ganze Zeit. Darf ich Sie zu einem Sessel geleiten? Mein Freund Scott wird sogleich singen."

Wortlos neigt Ingrid das Haupt. Und gleich darauf erklingen die einleitenden Akkorde zu Schuberts „Wanderer".

Schon als die herrliche Baritonstimme einsetzt: „Ich komme vom Gebirge her —" horcht alles auf. Nach und nach verstummt auch das leiseste Geflüster. Alles im Bann einer wirklich vollendeten Kunst.

Die Augen des Sängers, die zuerst in die Ferne blickten, schweifen bei den Worten: „Und immer fragt das Echo — wo?" über die Versammlung. Und bleiben an der blonden Frau im seegrünen Gewand hängen, die, mit etwas vorgebeugtem Oberkörper, die fast überirdisch glänzenden Augen starr auf den Singenden gerichtet, bewegungslos neben Gunnar Cederström sitzt.

Und auch in seinen Augen leuchtet es auf. Er gibt den Blick zurück — voll, schrankenlos. Und singt fortan nur noch für sie:

„Wie Geisterhauch tönt es zurück:

„Dort, wo du n i c h t bist, dort ist das Glück!" —

Der letzte Ton ist verhallt. Noch einige Herzschläge lang verharrt Henrik auf seinem Platz. Dann steht er rasch, fast ungestüm auf.

Ein unbeschreiblicher Jubel bricht los. Man umringt ihn. Dankt ihm mit überschwenglichen Worten. Erstickt ihn fast mit Schmeicheleien.

Er jedoch sieht nur sie — sein Weib . . .

Ingrid hat sich aus ihrem Sessel erhoben. Reglos, totenbleich, wie im Traum steht sie da. Und wartet. Ihr ist, als ob eine unsichtbare Macht sie zu ihm hintreibt. Doch sie vermag kein Glied zu rühren.

So wartet sie mit fiebernden Pulsen — wartet —

Jetzt kommt er auf sie zu. Nur noch wenige Schritte sind es bis zu ihr. Und jetzt —

„Ah, Fräulein Ekdal! Sind Sie es wirklich? Haben Sie sich auch in diesen Menschentrubel hineingewagt?"

Ingrid fühlt, wie ihr Herzblut einen Moment stockt. Dieser konventionelle Ton! Dieser kühle Blick! Dieses spöttische Lächeln! Was soll das bedeuten? Soeben noch, als er sang, da tat sie einen Blick in sein Inneres. Da fühlte sie, daß er sie liebt — heiß, leidenschaftlich, verlangend. Und nun?

Mit dem Blick eines zu Tode getroffenen Wildes wendet sie sich Gunnar Cederström zu.

„Ich — ich fühle mich nicht wohl," stammelt sie, die Hand aufs Herz pressend. „Ich will nach Hause fahren. Bitte, benachrichtigen Sie Madame Arnholm."

„Ich werde Madame Arnholm benachrichtigen," läßt sich Henriks klare Stimme vernehmen. „Geleite du Fräulein Ekdal hinaus und besorge ihr ein Auto!"

Er sieht den verwunderten Blick des Freundes. Sieht, wie er Ingrid den Arm reicht und die Schwankende hinausgeleitet. Und noch immer trägt sein Gesicht die kalte, undurchdringliche Maske.

Doch in ihm tobt ein rasender Kampf. Er vergegenwärtigt sich die Blässe in den Zügen des geliebten Weibes, den todestraurigen Blick. Wo ist die frische Farbe der Wangen? Wo das bezaubernde Grübchenlächeln? Wo der glückstrahlende, kindlich harmlose Ausdruck der Augen?

Und er erbebt.

„Du bist schuld an dieser schaurigen Veränderung," raunt ihm leise eine warnende Stimme, die Stimme des Gewissens zu. „Du bist ihr böser Geist! Du treibst sie in den Tod! Laß ab! Laß ab!"

„Keine Gefühlsduselei! Denke an Reichtum und Macht!" grinst die Stimme des Teufels in ihm. „Nur noch kurze Zeit, und ihr Antlitz wird wieder in früherer Jugendfrische erstrahlen! Du wirst reich und angesehen sein, nicht mehr von der Gnade anderer abhängig! Du wirst deinen Mund auf ihre Lippen pressen und ihre erstarrten Glieder zu neuem Leben erwecken! Nur vorwärts! Vorwärts!"

Noch kämpft er mit sich, als er Madame Arnholm mit ihrer Tochter daherkommen sieht.

„Ah, guten Abend, Herr Scott! Ich muß mich wirklich in acht nehmen, daß ich Sie mit Ihrem richtigen Namen anrede. Gerda, mein liebes Kind, willst du nicht auch unseren damaligen Gast begrüßen?"

Ganz leicht neigt das Mädchen den Kopf zum Gruß und will weitergehen, als Gunnar wieder eintritt und sich, die Gruppe gewahrend, ihr rasch nähert.

„Fräulein Arnholm, wie glücklich bin ich, Sie endlich wiederzusehen! Ich —"

Gerdas liebes Gesicht wird zuerst blaß, dann dunkelrot. Mit stolz erhobenem Köpfchen blickt sie den Mann kühl an, während ihre äußersten Fingerspitzen kaum eine Sekunde lang seine ausgestreckte Hand berühren.

Dann wendet sie sich sofort von ihm ab und zu Henrik.

„Ich bin in Sorge um Fräulein Ekdal. Ich habe sie aus den Augen verloren. Wissen Sie vielleicht —"

„Fräulein Ekdal ist nach Hause gefahren."

„Wie? Ohne uns zu benachrichtigen?" fällt Madame Arnholm verwundert ein, und in ihrer Stimme liegt ein leiser Tadel.

„Sie fühlte sich nicht wohl," begütigt Cederström. „Ich habe sie zum Auto geleitet."

„Dann wollen auch wir gleich —"

„Es wird wohl nicht so schlimm sein. Vielleicht hat der Gesang sie erregt."

Und eine längere Unterhaltung über Henriks Vortrag und Schuberts Musik im allgemeinen knüpft sich daran.

Inzwischen hat Henrik mit Gerda ein kleines Extragespräch.

„Ich habe eine Bitte an Sie, Fräulein Arnholm."

„Was denn?"

„Sie betrifft Fräulein Ekdal."

„Ah, Ingrid! Na, dann los!"

„Ueberbringen Sie ihr eine Botschaft von mir! Wollen Sie?"

„Ich muß doch erst wissen, was es ist! Erst hören, dann versprechen!"

Henrik zögert einige Augenblicke. Dann sagt er langsam, mit Nachdruck:

„Teilen Sie ihr mit, die einsamen Stunden müßten ein Ende nehmen! Ich — Henrik Scott — hoffe und harre!"

„Wie banal!" Und Gerda rümpft enttäuscht das Näschen.

„Nicht banal für Fräulein Ekdal! Wiederholen Sie ihr, bitte, Wort für Wort — als Botschaft von mir! Sie versteht den Sinn."

„Ich — ich weiß nicht, ob ich es tun soll," erwidert Gerda, den Mann nachdenklich anblickend.

Sein Gesicht erscheint ihr verändert. Der spöttische Zug um seine Lippen ist verschwunden. In seinen tief liegenden Augen steht deutlich gespannte Erwartung geschrieben.

„Wollen Sie meinen Wunsch erfüllen, Fräulein Arnholm? Ich bitte Sie herzlich und dringend —"

Er blickt sie fest und zugleich gebietend an.

Und auch die kleine Gerda beginnt die unheimliche Macht dieser Augen zu spüren. Sie senkt die Lider.

„Nu—n?" fragt er. „Wollen Sie?"

„Ja. Ich will."

„Wort für Wort?"

„Ja — Wort für Wort."

„Ich danke Ihnen."

Und er lenkt das Gespräch auf andere Bahnen und folgt mit seiner Dame dem voranschreitenden Paar.

XXIII.

„Mein Weib!"

Noch erstrahlen die Lichter in den Festsälen des „Klubs der Prominenten" in vollem Glanz, noch lacht und jubelt und flirtet die geputzte Menge — da verabschiedet sich Henrik Scott bereits von seinem Freunde und den Arnholmschen Damen.

Ihn hält nichts mehr.

Er weiß, der heutige Abend hat ihn dem Schlußpunkt seines Planes nahegebracht. Die Krisis steht bevor. Wenn Gerda Arnholm seine Botschaft an Ingrid ausrichtet — und er zweifelt nicht daran, die Kleine ist von größter Gewissenhaftigkeit — so muß alles nach Wunsch gehen.

Wie schwer es ihm geworden war, die Geliebte schon seit Wochen in seiner Nähe zu wissen und sie nicht aufzusuchen, das weiß nur er allein. Und es gehörte seine eiserne Willenskraft dazu, um nicht schwach zu werden. Doch als er sie heute abend sah, nur noch ein Schatten ihrer selbst — da meldete sich zum erstenmal auch bei ihm das Gewissen. Er beschließt, dem grausamen Spiel so rasch wie möglich ein Ende zu bereiten. Einen Gewaltstreich vorzunehmen. Und er zweifelt nicht an dem Gelingen. Ueberaus zufrieden mit sich, legt er sich zu Bett und schläft bis spät in den nächsten Tag hinein. Dann frühstückt er in aller Behaglichkeit und schärft seiner Wirtin ein, er sei heute den ganzen Tag für niemand zu Hause.

„Wirklich nicht zu Hause, Herr Scott? Oder nur für niemand zu sprechen?" meint die Frau mit einem listigen Augenzwinkern.

„Das kommt auf eins 'raus und kann Sie nicht weiter kümmern. Besorgen Sie einen Blumenstrauß — am liebsten dunkelrote Rosen — und halten Sie für den Abend ein kleines Souper bereit: Hummer, Austern und irgendein kaltes Geflügel, dazu eine Flasche Chablis. Hier ist Geld."

Und er legt einen Fünfzigkronenschein auf den Tisch.

„Sehr wohl! Herr Scott erwarten Besuch für den Abend?"

„Ja. Nun gehen Sie!"

Als die Wirtin das Zimmer verlassen hat, macht er aufs sorgfältigste Toilette. Dann steckt er sich eine Havanna an, wirft sich aufs Sofa und hängt seinen Gedanken nach. Die sich heute nur mit Ingrid beschäftigen — intensiv, unablässig, ohne auch nur für eine Sekunde abzuspringen . . .

Die Stunden vergehen. Henrik setzt sich an den Schreibtisch und nimmt ein Buch zur Hand, ohne zu lesen, nur um ein wenig zu blättern. Aus den Seiten des Buches blicken Ingrids Augen ihn an. Er stellt den Lautsprecher an — aus der Musik tönt ihm Ingrids Stimme entgegen. Er versucht dies und das — und sieht und hört und fühlt nur Ingrid.

Sie hat völlig von ihm Besitz ergriffen.

Er wartet — wartet — —

Gegen sechs Uhr klopft die Wirtin an seine Tür.

„Verzeihung, Herr Scott! Hat der Herr schon zu Mittag gegessen?"

„Nein. Ich habe keinen Appetit. Kümmern Sie sich nicht um mich! Ist alles für den Abend bereit?"

„Jawohl, Herr Scott."

„Kein Brief gekommen? Kein Telephonanruf?"
„Nein, Herr Scott."
„Wenn etwas kommt, sofort melden! Verstanden?"
„Gewiß, Herr Scott."
Die Wirtin geht wieder. Eine Ahnung davon dämmert in dem Hirn der einfachen Frau auf, daß heute abend etwas Besonderes los ist.
Je später es wird, um so mehr wächst Henriks Sehnsucht nach seinem Weibe. Ach, könnte er ihre Hände halten, ihren Kopf an seine Brust lehnen, von ihren Lippen Glückseligkeit trinken!
Als es ganz dunkel ist und auf der Straße die Laternen aufflammen, steckt die Wirtin aufs neue den Kopf herein.
„Soll ich den Tisch decken, Herr Scott?"
„Ja. Stellen Sie alles hin! Den Rosenstrauß in die Mitte! Und dann verschwinden Sie! Und lassen sich heute nicht mehr blicken! Verstanden?"
„Ich verstehe, Herr Scott."
Rasch macht sie den Tisch zurecht. Stellt die gewünschten Leckerbissen bereit, den Wein daneben und den Strauß in die Mitte. Dann knickst sie mit vielsagendem Lächeln und verschwindet.
„So!"
Henrik überblickt befriedigt das kleine Tischchen. Dann wechselt er seine Kleidung. Zieht ein kurzes fliederfarbenes Samtjackett an und steckt die Füße in türkische Pantoffeln — sein Hausanzug, wenn er es sich einmal recht behaglich machen will. Und denkt an Ingrid.
Dabei horcht er wiederholt auf den Gang hinaus — Halt! Sind das nicht Schritte?
Nichts war's. Eine Täuschung. Ein Hirngespinst seiner erregten Sinne.
Er steckte sich eine neue Zigarre an und bläst, wie sonst, große Rauchwolken in die Luft. Aber selbst die herrliche Havanna will ihm heute nicht schmecken.
Er weiß, sein Herz ist mit ihm durchgegangen. Das Gefühl in ihm beherrscht den Verstand — zum ersten Male in seinem Leben.
Er kennt sich selbst nicht wieder.
Den Kopf in die Hand gestützt, so sitzt er vor dem appetitlich gedeckten Tisch. Und wartet — wartet.
Vermag sein Wille nichts mehr über Ingrid? Er will, daß sie kommt! Er hat sie gerufen! Und sie kommt — nicht?
Plötzlich — Henrik lauscht angestrengt — draußen hastige Schritte — —
Und jetzt — leise. Klopfen an seiner Tür.
Henriks Herz pocht einen Sturmmarsch. Trotzdem greift er zu einem Band Nietzsche und tut, als ob er eifrig in die Lektüre vertieft sei und das Klopfen nicht gehört habe.
Erneutes, etwas stärkeres Klopfen.
„Herein!"
Noch eine Sekunde — dann öffnet sich die Tür. Henrik wendet nicht einmal den Kopf.
Erst als ein verhaltener Seufzer an sein Ohr dringt, blickt er auf.
Vor ihm steht Ingrid, die Augen halb verschleiert, die Wangen mit tiefer Glut bedeckt.
Schweigend streckt er ihr die Arme entgegen.
„Henrik! Henrik!" jauchzt sie auf und stürzt sich an seine Brust.
„Mein Weib! Endlich!!"

XXIV.

Es gibt kein Zurück!

Mitternacht ist längst vorüber, als ein Taxi vor Madame Arnholms Wohnung am Frederikspark hält.
Verwundert öffnet der verschlafene Portier die Tür und starrt den Herrn und die Dame an. Die Dame ist Fräulein Ekdal, die im ersten Stock bei Madame Arnholm wohnt. Den Herrn kennt er nicht.
„Sorgen Sie, daß die Dame hineinkommt," schärft der Herr dem alten Mann ein. „Und melden Sie Madame Arnholm morgen früh, daß ich ihr gegen Mittag meine Aufwartung machen werde! Scott ist mein Name — Henrik Scott."
„Sehr wohl, mein Herr!"
Kopfschüttelnd schließt der brave Alte die Haustür wieder. Im stillen wundert er sich gewaltig. Aber als wohlerzogener Portier behält er seine Bedenken für sich.
„Hm, hm" — simuliert er, als er hinter der schlanken Mädchengestalt, die leichtfüßig die Treppe hinaufeilt, herstampft. „Vorhin war sie noch krank, und jetzt ist sie auf einmal kerngesund. Scheint verliebt zu sein. Die Mädels sind doch alle gleich, egal, ob reich oder arm, vornehm oder gering! Hm, hm!"
Der Alte schellt oben an Madame Arnholms Wohnung, übergibt dem Diener seine Schutzbefohlene und stapft wieder hinunter in seine Portierloge.
Am nächsten Morgen meldet er vorschriftsmäßig Madame Arnholm Herrn Henrik Scotts Auftrag.
Die Dame ist aufs peinlichste berührt. Den ganzen vorigen Tag über war Ingrid bereits ein Gegenstand der Sorge für sie gewesen. Seit sie in der vorletzten Nacht vorzeitig das Fest verlassen hatte und allein nach Hause gefahren war, erschien sie krank; sie aß kaum etwas und weinte viel. So daß Madame Arnholm schon einen Arzt rufen wollte, was jedoch auf Ingrids dringende Bitte unterblieb. Sie wolle im Bett bleiben; morgen wäre alles wieder gut.
Madame Arnholm gab sich zufrieden. Ingrid verriegelte gegen Abend ihre Schlafzimmertür, damit niemand sie störe. Und alles schien in Ordnung.
Und nun plötzlich dieser geheimnisvolle nächtliche Ausgang? Und die Ankündigung von Henrik Scotts Besuch? Was soll das nun wieder bedeuten? Rätsel über Rätsel, seit das Mädchen in ihrem Hause ist!
In sorgenvoller Stimmung begibt sich Madame Arnholm nach Ingrids Zimmer.
Auf ihr Klopfen wird ihr auch sogleich geöffnet.
„Mein liebes Kind," beginnt Madame Arnholm, mit einem erstaunten Blick auf die blühenden Wangen, die leuchtenden Augen, die ganze lebenstrotzende Gestalt vor ihr, „ich freue mich, Sie so wohl aussehend zu finden. Gestern waren Sie doch noch krank —"
„Aber heute fühle ich mich wohl — sehr wohl!" fällt Ingrid leise auflachend ein. „Ich wollte gerade hinunter zum Frühstück!"
Madame Arnholm schließt die Tür hinter sich und faßt Ingrid liebevoll bei der Hand.
„Der alte Petersen hat mir eine merkwürdige Mitteilung gemacht," steuert sie direkt auf ihr Ziel los. „Während wir Sie gestern krank im Bett glaubten, sollen Sie von Hause abwesend gewesen und erst spät in der Nacht in der Gesellschaft eines Herrn zurückgekehrt sein. Ist das wahr?"
Ingrid zeigt nicht die geringste Spur von Verlegenheit.
„Gewiß. In Herrn Scotts Gesellschaft," sagt sie unbefangen.

„Wo waren Sie?"
„Bei ihm. Bei Henrik Scott."
„In seiner Wohnung?"
„Ja. In seiner Wohnung."

Madame Arnholm ist so verblüfft über die Selbstverständlichkeit, mit der das Mädchen diesen in ihren Augen unverantwortlichen Schritt behandelt, daß ihr für einen Augenblick die Sprache fehlt.

„Aber, liebe Ingrid, in der Nacht, bei einem Mann in seiner Wohnung!" stottert sie entrüstet. „Halten Sie Ihre Handlungsweise für — korrekt?"

Keine Miene verändert sich in dem rosig überhauchten schönen Mädchengesicht.

„Korrekt? Das weiß ich nicht, Madame Arnholm. Darüber habe ich noch nicht nachgedacht."

„Sie hätten aber darüber nachdenken sollen!"

„Weshalb? Ich gehöre zu Henrik Scott und er zu mir!"

„Gewiß. Aber — solange Sie nicht seine Frau sind —"

Sie bricht ab. Ingrid hat sie gar so merkwürdig angesehen, mit Augen wie aus einer anderen Welt.

„Ich will Ihnen auch weiter keine Vorwürfe machen," fährt sie nach einer Weile fort. „Herr Scott hat mir durch Petersen für heute seinen Besuch angekündigt. Wir wollen ihn also abwarten und dann weiter über den Fall reden. Nun kommen Sie zum Frühstück!"

Behenden Schrittes trippelt Ingrid neben Madame Arnholm nach dem Frühstückszimmer. Nichts mehr von der früheren gedrückten Haltung, dem schleppenden Gang, den matten Bewegungen. Sie fühlt sich so leicht, so beschwingt, wie noch nie zuvor in ihrem Leben. Monatelang hat ihr Gewissen gekämpft gegen die Sünde — jetzt ist der Kampf zu Ende. Sie hat sich völlig einem anderen hingegeben. Mit Leib und Seele. Das Bewußtsein, nun ganz und gar diesem anderen anzugehören, hat ihr Gewissen einschlafen lassen.

Als sich gegen Mittag Henrik bei Madame Arnholm melden läßt, nickt sie nur lächelnd mit dem Kopf — ihr erscheint dies alles ganz selbstverständlich — und verläßt schweigend mit Gerda das Zimmer.

Die Unterredung dauert nicht lange. Dann läßt Madame Arnholm Ingrid rufen. Tränen, echte, ehrliche Freudentränen glänzen in ihren Augen, als sie das junge Mädchen an ihre Brust zieht und sie feierlich auf Stirn und Wangen küßt.

„Ihr Verlobter hat mir soeben mitgeteilt, daß die Hochzeit in den nächsten Tagen stattfindet. Gott segne Sie, mein Kind!"

Und Ingrid erwidert die Umarmung. Erwidert den Kuß. Keine Spur von Gewissensbissen fühlt sie, keine Bedenken, keine Hemmungen irgendwelcher Art. Nur Freude, Freude, Freude!

„Nun gehen Sie zu Ihrem Verlobten nach dem Salon!" lächelt Madame Arnholm gütig. „Ich werde Gerda zurückhalten, damit Sie noch ein bißchen allein sind."

Und Ingrid eilt davon.

Bei ihrem Eintritt erhebt sich Henrik und streckt ihr die Hand entgegen.

Doch sie wirft sich voller Leidenschaft an seine Brust.

„Schlinge deine Arme um mich!" fleht sie bebend. „Küsse mich! Küsse mich, bis mir der Atem ausgeht! Und sprich kein Wort! Ich will nur fühlen und glücklich sein in dem Bewußtsein, daß wir jetzt eins sind!"

Er willfahrt ihrem Wunsche, obgleich seine nüchterne Natur diese Erregung nicht begreift. Dann löst er ihre Arme von seinem Nacken.

„Komm, setz dich zu mir, mein Herz! Ich bin genau so glücklich wie du. Laß mich deine Hand in meiner Hand halten — so! Wir wollen jetzt alles Notwendige besprechen."

Ein eigenartiges Lächeln umspielt Ingrids Lippen, ein mutwilliges, fast spitzbübisches Lächeln, das ihr früher völlig fremd war.

„Weißt du — es ist gar nicht so schwer, Böses zu tun," raunt sie ihm listig ins Ohr. „Zuerst denkt man sich das alles viel schlimmer. Aber nachher macht es sogar Spaß; es ist so spannend —"

Henrik runzelt leicht die Stirn.

„Laß das, Ingrid! Es gibt Dinge, die niemals berührt werden sollen — selbst nicht zwischen Mann und Frau."

„Warum nicht? Wenn wir doch eins sind!"

„Auch dann nicht! In unserem Fall wäre es sogar gefährlich!"

„Wieso gefährlich?"

Er blickt sie fest an.

„Das Gewissen muß schlafen, Ingrid! Nichts darf es aufwecken — nichts!"

Der sorglos heitere Ausdruck in ihren Zügen macht einer nachdenklichen Miene Platz.

„Ja. Das Gewissen muß schlafen. Nichts darf es aufwecken!" wiederholt sie eintönig. „Du hast recht —"

Er fühlt ihre Hände in den seinen leicht erzittern. Fühlt, wie sie sich bald seinem festen Druck fügen gleich einem sich duckenden, gefangenen Vögelchen.

Und etwas wie Triumph zuckt in ihm auf.

„Ha, endlich hat er sie bezwungen! Sie bäumt sich nicht mehr auf! Sie ist sein Geschöpf geworden — mit Leib und Seele!

Und trotzdem — als er sein Weib ansieht, da ist ihm, als riesele ihm ein Schauer über den Rücken. In dem Ausdruck des schönen Gesichtes und besonders der wundervollen Augen liegt etwas, das ihm nicht gefällt. Die Tiefe des Empfindens fehlt. Das Weiche, Sensible, das ihn bei ihrem ersten Anblick so entzückte. Ein starrer, leerer Ausdruck ist an dessen Stelle getreten.

Hat er die Schuld daran? Er? Unwillkürlich läßt der Druck seiner Hände nach. Sie fühlt es und hebt den Kopf, wie ein erschrockenes Kind.

Er küßt sie auf die fragenden Augen. Und sagt dann mit erzwungenem Gleichmut:

„Als ich heute nacht wieder nach Hause zurückgekehrt war, ohne dich, mein Weib, nachdem du mir zum ersten Male angehört hattest — ganz, schrankenlos —, da dachte ich genau über unsere Zukunft nach. Niemand weiß bis jetzt von unserer Vermählung. Braucht auch nichts zu wissen. Wir halten sie geheim und feiern sie nochmals, und zwar in allernächster Zeit, und richten uns dann gleich ein schönes Heim ein. Ist es dir recht so?"

„Ganz recht."

„Vorbedingung natürlich ist, daß du mir das Testament ausgehändigt hast, mit dem ich das Nötige unternehmen kann."

Ingrid zuckt zusammen. Ihre Lippen teilen sich, als ob sie etwas sagen wolle.

„Bist du anderer Meinung?" fragt er scharf.

„Nein, o nein. Ich möchte nur —"

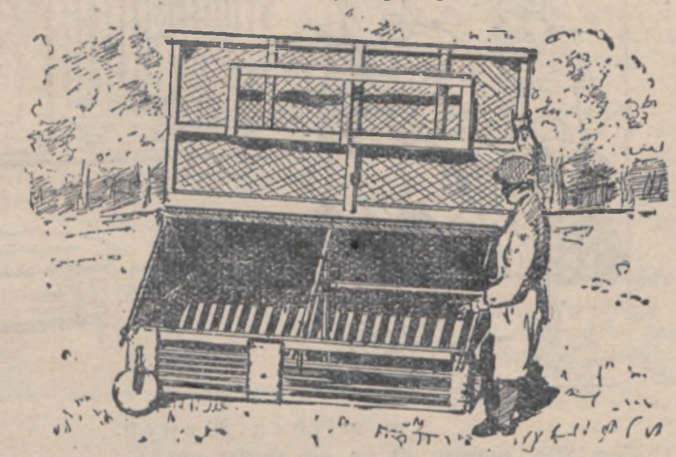
„Was möchtest du?"

(Fortsetzung folgt.)

AUS DER PRAXIS — FÜR DIE PRAXIS

Fahrbarer Aufzuchtstall

Die Aufzucht der mindestens drei Monate alten Junghennen auf der Weide hat mehrere Vorzüge. Die in freier Bewegung in Sonne und in frischer Luft heranwachsenden Jungtiere entwickeln sich gut und erhalten eine gefestigte Gesundheit; durch die Aufnahme von Insekten und Grünfutter wird die Aufzucht verbilligt. Der Geflügeldung wird gleich an Ort und Stelle nutzbar. Auf Großviehweiden sind Junghennen die billigsten Fladenverteiler. Auf der Weide brauchen Junghennen keine großen Ställe, sondern einfache Unterschlupfe die sie gegen Regen schützen. Damit die Weide gleichmäßig abgenutzt wird und damit an



den Uebernachtungsplätzen die Grasnarbe nicht zertreten und nicht zu stark verkotet wird, müssen die Unterschlupfhäuschen regelmäßig versetzt werden. Auch wenn sie noch so leicht gebaut sind, wie das bekannte „Cröllwitzchen", ist das Versetzen anstrengend. Daher ist Dr. Bartsch auf den glücklichen Gedanken gekommen, die Junggeflügelhütte durch Anbringung eines Räderpaares fahrbar zu machen. Nunmehr kann sie auch von Frauen leicht versetzt werden. Als Baustoff werden einige Meter ungehobelte Latten von 5 Zentimetern Stärke, ein paar Quadratmeter Maschendraht und einige Quadratmeter Dachpappe benötigt. Einige Mutterschrauben und Beschläge kommen noch dazu, so daß sich insgesamt ein Baustoffverbrauch von etwa RM 20.— ergibt, sofern der Siedler die freie Winterszeit zum Bau benutzt. Für die Herstellung dieses beweglichen Junggeflügelstalles gibt Dr. Bartsch in der Deutschen landwirtschaftlichen Geflügelzeitung die folgende Anleitung: „West- und Nordseite sind wind- und regendicht (Dachpappe), Ost- und Südseite nur mit Maschendraht abgesperrt, so daß auch bei ganz dichter Besetzung genügend frische Luft hinzu kann. Eine kleine Tür im Ostgiebel erleichtert das Ausfangen. Ein fester Fußboden ist nicht vorhanden, sondern nur Sitzplatten, vielleicht 15 Zentimeter über der Erde, so daß der Nachtkot auf den Rasen fällt. Wenn der Stall morgens und abends um ein Stück weitergerückt wird, kann man das Feld auf diese Weise recht regelmäßig abdüngen. Selbstverständlich ist der Kot jedesmal zu verharken.

Durch Anheben des Daches und Herunterlassen der an ihm mit Scharnieren aufgehängten Südwand wird der Stallraum verschlossen. Wenn (bei Regenwetter z. B.) die Südwand nach innen hochgeklappt wird, so bleibt bei geschlossenem Dach die ganze Südbreite offen. Das Dach ist, ebenfalls wie die Wände, nur ein Lattenrahmen, der mit Maschendraht und Dachpappe bespannt ist. Durch das Hochklappen wird der Dachfirst nicht undicht, da er winkelig über die andere feststehende Seite des Daches übergreift. Hinter dem schrägen Lattengitter liegen zwei Futtertröge, die nach den Giebeln herauszuziehen sind. Das Anbringen der Futtertröge im Stall ist empfehlenswerter als das Aufstellen derselben im freien Gelände. Ungebetene Gäste werden gehindert, mitzufressen. Die Junghennen gewöhnen sich leichter an ihr Heim, können geschützt vor jeder Witterung, Futter aufnehmen und haben gleich beim Erwachen Gelegenheit, den ersten Morgenhunger zu stillen.

Das Weitersetzen geschieht auf einfache Weise. Für sämtliche Ställe der Weide sind nur zwei Räder nötig, die feste Achsen haben und nach Anheben der Stallecken unter eine Gabel geschoben werden. An zwei Handgriffen, die am andern Giebel herausragen, hebt man das an sich leichte Gebilde einige Zentimeter hoch, ohne sich vorher bücken zu müssen und zieht oder schiebt es eine Länge oder mehr weiter, was selbst nicht allzu kräftige Damen unschwer fertig bringen. — Da das ganze durch Mutterschrauben zusammengehalten wird, läßt es sich nach Beendigung der Weidezeit leicht auseinandernehmen und ohne größeren Abstellraum zu benötigen, bequem den Winter über unterstellen.

Unfruchtbare Stuten

In einem Flugblatt der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft führen Professor Dr. H. Mießner und Dr. Köser-Hannover über die Unfruchtbarkeit der Stuten folgendes aus:

I. Ursachen.

Die Unfruchtbarkeit oder das Güstbleiben der Stuten äußert sich darin, daß die Tiere teils nicht regelmäßig, teils überhaupt nicht aufnehmen; ihre mannigfaltigen Ursachen bestehen in Veränderungen des Eierstockes, Eileiters oder Tragesackes, ferner können mechanische Behinderungen des Gebärmutterhalses, wie Geschwülste, Verdickungen, unregelmäßige Lage, das Eindringen des männlichen Gliedes beim Bedeckungsakt verhindern; endlich sind durch Kleinlebewesen veranlaßte Erkrankungen im Gefolge von Fehlgeburten zu beschuldigen.

Aus der Verschiedenheit der Ursachen ergibt sich schon ohne weiteres die Schwierigkeit der Beurteilung einer Abhilfe. Nur durch genaue Untersuchung des Geburtsweges seitens eines Sachverständigen ist es möglich, den Grund für das Güstbleiben zu ermitteln. Hiervon muß in jedem Falle frühzeitig Gebrauch gemacht werden, um

1. die Stuten auszuschalten, bei denen eine Befruchtung überhaupt ausgeschlossen erscheint;
2. überflüssige Deckkosten zu sparen und die zwecklose Inanspruchnahme des Hengstes zu verhüten;
3. die übrigen Stuten durch entsprechende Behandlung rechtzeitig wieder zur Zucht geeignet zu machen;
4. die Gefahren der Weiterverbreitung von Krankheiten durch den Deckhengst zu verhindern.

II. Erscheinungen.

1. Stuten, die dauernd oder nur zeitweise in unregelmäßigen Zwischenständen rossen.
2. Stuten, die wie gewöhnlich rossen, jedoch trotz wiederholten Zulassens nicht aufnehmen, d. h. umrossen.
3. Alle Stuten, die mit einem Ausfluß aus der Scheide behaftet sind.
4. Stuten, die an einer Seuche leiden oder von ihr noch nicht völlig genesen sind.
5. Stuten mit Darm- und Harnleiden, die sich in Durchfällen und unregelmäßigem Harnabsatz äußern.

III. Bekämpfung.

Sofortige Hinzuziehung eines Sachverständigen. Bakteriologische Untersuchung einer steril entnommenen Gebärmutterschleimprobe auf das Vorhandensein von krankmachenden Kleinlebewesen. Es wäre ein Verbrechen an unserer Pferdezucht, wollte man Stuten mit den erwähnten Erscheinungen wahllos zum Hengst führen.

Muß die Kartoffel gehäufelt werden?

Diese Frage mag mancher für erledigt halten. Ist nicht immer gepredigt worden, man müsse recht hoch und gründlich häufeln? Allerdings, doch es muß nicht unter allen Umständen so sein. Es kommt sehr auf den Boden und die Bodenbearbeitung an. Man muß auch Althergebrachtes mitunter in Zweifel ziehen und über das Wie und Warum nachdenken. Ein anerkannter praktischer Landwirt hat einmal gesagt: „Ich habe immer behauptet, daß es fehlerhaft ist, wenn der Sandboden behäufelt wird oder mindestens sehr hoch angehäufelt wird, wenn Sie dem Boden eine sehr große Fläche geben durch das Behäufeln und namentlich durch das schöne kunstvolle Behäufeln." Warum? Weil die Behäuflung dem Boden eine große Oberfläche gibt und die Wasserverdunstung fördert, und das ist schädlich auf den wasserarmen leichten Böden. Auf schwereren Böden ist es damit anders, sie haben größeren Wasservorrat und sie sind nicht so leicht zu lockern. Mit dem Häufeln wird bezweckt, den Kartoffeln einen lockeren luftigen Standort zu geben. Das kann man aber unter Schonung der Wasservorräte auch erreichen durch wiederholtes und tiefes Durcharbeiten mit dem Hackpflug.



Lies und Lach'!



Ahnenkunde.

In einer deutschen Mittelstadt passierte kürzlich folgende nette Geschichte:

Der sehr kultivierte Pfarrer mit dem Namen „Meier" ist sehr stolz auf seine Abstammung mütterlicherseits, da seine Mutter eine geborene Reichsgräfin war.

Er erzählte jüngst seinen Konfirmanden etwas über den Wert der feudalen Familienabstammung und über die Pflichten der Sprößlinge dieser alten Familien. Er könne zum Beispiel, sagte er, seine Abstammung bis auf Kaiser Karl den Großen zurückverfolgen.

Hier meldet sich der Quintaner Fritzchen Müller und sagt:

„Aber, Herr Pastor, ich habe noch nie von einem Kaiser ‚Meier', gehört."

Der gekränkte Pfarrer hat Fritzchen Müller darauf eine gelangt.

*

Kindermund.

Willi mag gern Pfefferminzbonbon.

„Pfefferminz", sagt er, „das ist, als wenn du Angst im Mund hast!"

Das gute Kind.

Der kleine Emil fuhr mit seinen Eltern von der Sommerfrische heim.

„Mutti", fragt er plötzlich, „wer wird jetzt in unserem Zimmer in Hintersdorf wohnen?"

„Niemand, mein Kind", sagte die Mutter, „dieses Zimmer bleibt jetzt unbewohnt, bis im Juni oder Juli wieder Sommerfrischler kommen!"

„Schrecklich!" meinte Emil mitleidvoll, „und jetzt müssen die armen Wanzen solange fasten?"

*

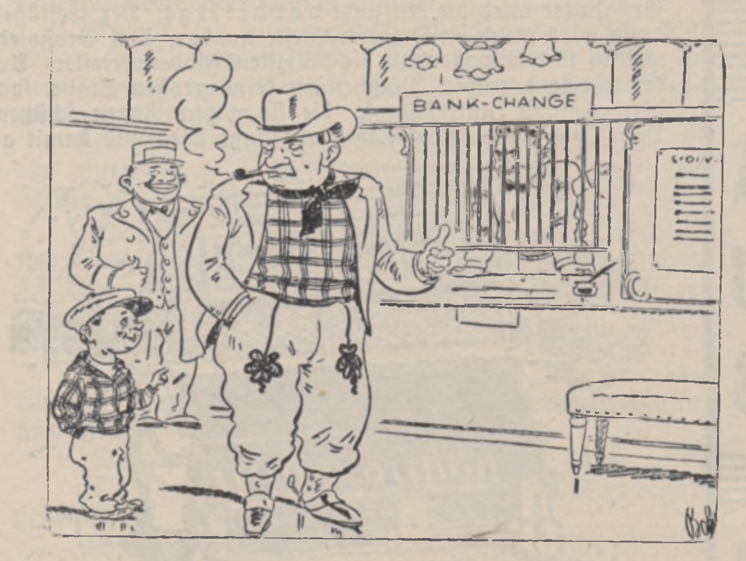
Dienst.

Rittmeister a. D. von K. hat nicht das Talent, sich pekuniär umzustellen. Am Sonntagabend seufzt er: „Nun ist der Sonntag vorüber. Morgen beginnt der Dienst wieder."

„Nanu?" sage ich. „Dienst? Sie haben doch gar keinen Dienst!"

Darauf er: „Stimmt. Aber der Gerichtsvollzieher und der elektrische Lichtmann und der Mann mit der Gasrechnung haben Dienst."

*

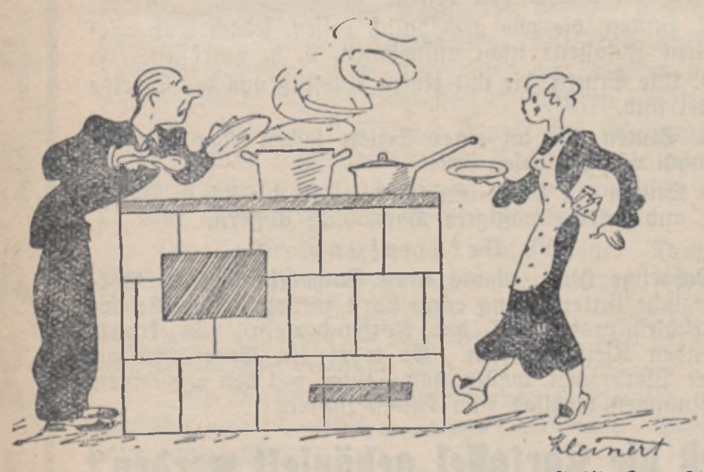


Im wilden Westen.

„Sag, Pa, warum ist da ein Gitter vor?"

„Ja, Boy, damit die Spitzbuben nicht in Versuchung kommen."

„Aber der Kassierer sieht doch so nett aus."



„Pfui! Was hast du bloß mit der Suppe angestellt, Inge?"

„Ach, ich hatte keinen Essig mehr, da habe ich einen sauren Hering hineingetan."

Zigarren zum Anbieten.

Klax besucht seinen Freund Klix. Herzlicher Empfang.

„...Zigarre anbieten?" sagt Klix.

Klax langt sich eine dunkle Brasilianerin aus der dargebotenen Zigarrenkiste und steckt sie sich ins Gesicht.

Klax hustet.

Klix hustet auch.

Ein abscheulicher, ätzender, dicker Qualm entströmt dem Kachelofen, der schuldbewußt in der Ecke steht.

„Was soll ich bloß tun, daß der Ofen nicht mehr raucht?" sagt Klix verzweifelt.

„Weißt du was?", antwortet Klax und wirft einen feindlichen Blick auf den schwarzen, knisternden Krautwickel, den er in den Fingern hält, „gib ihm eine von deinen Zigarren!"

*

Der Wecker.

Struntz steht schwer auf. Es ist was Entsetzliches: um halb acht soll er im Büro sein — und noch nie ist er ohne die Mittagszeitung gekommen!

Dem muß abgeholfen werden. Struntz begibt sich zum Uhrmacher zwecks käuflichen Erwerbs einer Weckuhr. Man führt ihm das Neueste vor: eine Weckmaschine mit Radioempfänger, 207,50 Mk., mit Beethovenplatte 250 Mark und mehr. Struntz entscheidet sich für einen biederen Wecker für 4,50 Mark. Aber:

„Weckt er denn auch?" fragt er.

„Absolut zuverlässig! Und sollte er mal nicht gleich losgehen — stehen Sie auf — rütteln ihn ganz leicht — schon rattert er los!"

*



Der bestrafte Hut.

Zweck der Übung.

Hannes liebte einmal eine Dame, die er mit Liebesbriefen überschüttete. Doch die Angebetete wollte nichts von ihm wissen. Da schrieb ihr Hannes einen Abschiedsbrief. Dieser lautete:

„Meine Heilige!

Wenn ich Ihr Herz nicht erobern konnte, so schicken Sie mir wenigstens meine Briefe zurück. Ich möchte nämlich einen Liebesbriefsteller herausgeben."

*

Anstrengend.

Meierlein hat mehr Schulden als Haare auf dem Kopf. Eines Nachmittags sitzt Meierlein im Kaffeehaus und studiert im Adreßbuch. Als er nach zwei Stunden das Buch zuklappt, entringt sich seiner Brust ein tiefer Seufzer.

„Was hast du, Meierlein?" fragt ihn ein Freund interessiert.

„Ach, Mensch — mies! mies! Ich brauche dringend eine neue Wohnung und suche schon seit Tagen verzweifelt nach einem Haus, in dem kein Gläubiger von mir wohnt."

Umschau im Lande

Kattowitz

Eine Wohnung ausgeräumt

Die Wohnung des Restaurateurs Horak auf der Kochanowskiego 12 wurde von einer Diebesbande aufgesucht und vollkommen ausgeplündert, als sich der Eigentümer auf einer Geschäftsreise befand. In aller Ruhe schafften die Einbrecher alles fort, was nur irgendwie mitgenommen werden konnte. So wurden 12 seidene Oberhemden, 60 Paar Socken, Handschuhe, 25 Krawatten, Pyjamas, Damenwäsche, Taschentücher und Ledertaschen gestohlen. Auch Schmuckgegenstände darunter eine goldene Damenuhr, ein Kollier, eine goldene Krawattennadel, sowie zwei alte Zwanzigmark-Goldstücke ließen die Einbrecher nicht liegen. Nicht genug damit, erschien die Bande ein paar Tage später noch einmal, um die bisher nicht mit genommene Herrengarderobe abzuholen. Sie stahlen einen grauen Wintermantel, und eine Anzahl grauer, brauner und schwarzer Anzüge. Der Schaden, der dem Restaurateur entstanden ist, beläuft sich auf mindestens 4000 Zloty. Vor Ankauf des Diebesgutes wird gewarnt.

Myslowitz

Räubernest ausgehoben

Der Myslowitzer Polizei gelang es, eine Einbrecherbande auszuheben, die seit einem Jahre in Myslowitz und in der Umgebung ihr Unwesen getrieben hatte. Verhaftet wurden der bereits mit sieben Jahren Gefängnis vorbestrafte Stanislaus Czerne, ferner der gleichfalls vorbestrafte Emil Frysztacki und der Johann Pola, die sämtlich aus Myslowitz stammen. Die Einbrecher wurden ins Gerichtsgefängnis eingeliefert.

Bei den durchgeführten Haussuchungen wurden Liköre, kosmetische Artikel, eine Schreibmaschine, Tabakwaren und vor allem Einbrecherwerkzeuge gefunden. Den Banditen konnte eine ganze Reihe der zuletzt verübten Einbrüche in Myslowitz und Umgegend nachgewiesen werden. So unter anderen der Einbruch in die Myslowitzer Stadtapotheke, wo kosmetische Artikel im Werte von 3000 Zloty entwendet wurden, der Einbruch in die Geschäftsräume des Deutschen Volksbundes und der Einbruch in den Eisenbahn-Konsum, bei dem die Täter Waren im Werte von 2000 Zloty erbeuteten. Auch einige Personen, die das gestohlene Gut abnahmen oder verbargen, werden sich vor dem Gericht zu verantworten haben.

Rybnik

Revolte im Gefängnis

Als ein Wärter des Rybniker Gefängnisses die Tür der Zelle Nr. 6, in der vier Sträflinge sitzen, öffnen wollte, mußte er feststellen, daß sich die Gefangenen in der Zelle verschanzt hatten und die Zelle trotz mehrmaliger Aufforderung nicht öffneten. Der Gefängnisinspektor benachrichtigte darauf das Polizeikommissariat, das vier Beamte nach dem Gefängnis schickte. Als die Polizisten den Sträflingen drohten, mit Tränengasbomben gegen sie vorzugehen, öffneten diese die Tür und rissen die Barrikade ein. Die Gefangenen erklärten, die Barrikade aus Protest gegen eine Disziplinarstrafe errichtet zu haben.

Siemianowitz

Pfeilereinsturz auf den Richterschächten

Im Nordfeld I der 270-Meter-Sohle auf den Richterschächten in Siemianowitz ging infolge eines Gebirgsschlags ein hoher Pfeiler zu Bruche, der den Tod des 36jährigen Oberhäuers Bartholomäus Kujawa von der ul. Pszczelnica in Siemianowitz zur Folge hatte. Eingeknickte Pfeilerkappen hatten dem Unglücklichen den Brustkasten eingedrückt, so daß der Tod auf der Stelle eintrat. Als der zweite Ortshäuer Franz Bronskalik aus Bittkow mit den Rettungsarbeiten beschäftigt war, erfolgte ein weiterer Gebirgsschlag. Herabstürzende Kohlenmassen begruben Brzonskalik, und auch zwei Schlepper wurden leicht verletzt. Eine neue Rettungskolonne nahm die Bergungsarbeiten sofort auf, und es gelang ihr, die Verschütteten zu bergen. Brzonskalik hatte einen rechten Oberschenkelbruch sowie innere Verletzungen davongetragen. Der Tote und die Verunglückten wurden in das Knappschaftslazarett Siemianowitz eingeliefert. Kujawa hinterläßt Frau und ein Kind.

Im Notschacht erschlagen

Ein schrecklicher Unfall ereignete sich in einem wilden Schacht auf dem Gelände der Scheller-hütte bei Siemianowitz. Während einige Arbeitslose in einem Notschachtstollen Kohle förderten, brach plötzlich der Stollen ein. Dabei wurde der ledige Theodor Bronder, von der ul. Kopernika 8 in Siemianowitz, von den Gesteinsmassen begraben. Den anderen gelang es, sich rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Sofort begannen Kollegen des Verunglückten mit den Rettungsarbeiten, doch konnte B. nur noch als Leiche geborgen werden. Der Tote wurde in die Leichenhalle des Hüttenlazaretts überführt.

Schulkinder als Einbrecher

In das Magazin des Finanzamtes in Siemianowitz wurde nach Eindrücken des Fensters ein Einbruch verübt. Die Diebe entwendeten Weine, Liköre, Schokolade, Tee und andere Sachen, die das Finanzamt beschlagnahmt hatte. Im Laufe der Untersuchung wurden als Täter die 13jährigen Schüler K. P. und W. H. sowie der neunjährige M. S., die alle aus Siemianowitz sind, ermittelt. Ein Teil der gestohlenen Sachen konnte ihnen wieder abgenommen und dem Finanzamt zurückgegeben werden. Nach einem eingehenden Verhör wurden die jungen Uebeltäter auf freien Fuß gesetzt und die Angelegenheit dem Gericht übergeben.

Birkenhain

Schmugglerin an der Grenze erschossen

An der grünen Grenze bei Birkenhain wurde eine Frau bemerkt, die auf den Anruf des Grenzwächters nicht stehen blieb, sondern zu flüchten begann. Durch einen Revolverschuß, der sie von hinten in die linke Seite traf, wurde sie niedergestreckt und war sofort tot. Wie festgestellt wurde, handelt es sich um die 28jährige Marie Pieronczyk aus Bytkow, die verheiratet und Mutter mehrerer Kinder ist. Die Tote wurde in die Leichenhalle geschafft.

Fischgrund

27 000 Zloty Schaden bei einem Scheunenbrand

Die staatliche Domäne, deren Pächter gegenwärtig Ingenieur Adam Sikora ist, wurde von einem schweren Schadenfeuer heimgesucht. Aus bisher noch nicht festgestellter Ursache war in einer der großen, massiv gebauten Dominialscheunen, ein Brand ausgebrochen, der die gesamte Scheune vernichtete. Da der größte Teil der diesjährigen Ernte mitverbrannte, beziffert sich der entstandene Schaden auf 27 000 Zloty. Er ist zum Glück durch Versicherung gedeckt.

Ligota

Mit einem Sack Hafer tödlich gestürzt

Einem ungewöhnlichen Unfall erlag tödlich in Ligota bei Zabrzeg der 70jährige Josef Handzel aus Ligota. Er wollte einen Sack Hafer nach Dziedzitz auf den Markt tragen, stürzte aber 800 Meter von seinem Hause entfernt so unglücklich, daß er unter dem schweren Sack den Tod fand. Der Leichnam wurde nach dem gerichtlichen Lokalaugenschein zur Bestattung freigegeben.

Czeladz

Sechs Bergleute dem Tode entronnen

Auf der Czeladz-Grube ereignete sich ein eigenartiger Betriebsunfall, der zum Glück kein Menschenleben forderte. Als am Donnerstag sechs Bergleute zur Seilfahrt antraten, blieb die Förderschale plötzlich infolge eines unvorschriftsmäßigen Funktionierens der Sicherheitsklammern im Schacht hängen. Da der Fördermaschinist das nicht sofort beachtete, kamen die auf der Schale sich befindenden Bergleute in Gefahr, durch das herabsausende Seil erschlagen zu werden. Schließlich bemerkte der Fördermaschinist, daß etwas an der Seilfahrt nicht in Ordnung sein mußte, und stellte daher die Maschine ab. Nachdem man den Sachverhalt festgestellt hatte, wurde mit äußerster Vorsicht das Seil wieder hochgezogen, da ein plötzliches Abgleiten der Schale unweigerlich ein Reißen des Seiles und damit den Tod der sechs Bergleute zur Folge gehabt hätte.

Hohenbirken

Aus dem Bodenfenster gesprungen

In Hohenbirken verübte die Gastwirtsfrau Konstantine Sedlaczek Selbstmord, indem sie aus einem Bodenfenster auf den Hof hinuntersprang. Die Unglückliche war auf der Stelle tot. Die Untersuchung ergab, daß die Tote seit längerer Zeit an heftigen Kopfschmerzen gelitten hatte, so daß sie die Tat in geistiger Umnachtung verübt haben dürfte. Der sofort herbeigerufene Arzt stellte jedoch am Kopf eine Verletzung fest, die von einem Schlage mit einem stumpfen Gegenstand herrühren kann. Die Staatsanwaltschaft in Rybnik hat sich dieses Falles angenommen.

Sosnowitz

Von einem Kohlenblock erschlagen

Auf der Modrzejow-Grube in Sosnowitz ereignete sich unter Tage ein schwerer Unfall, dem der 33jährige Bergmann Johann Madowicz zum Opfer fiel. Als Madowicz nach dem Schuß in den Pfeiler ging, löste sich von der Decke ein schwerer Kohlenblock, der den Arbeiter traf und ihn buchstäblich zerquetschte. Die Bergungsarbeiten, die sofort von den Arbeitskollegen in Angriff genommen wurden, nahmen längere Zeit in Anspruch.

Scharley

Auf der Halde erstickt

Auf der Halde in der Nähe des Scharleyer Bahnhofes wurde die Leiche eines Mannes gefunden, der offensichtlich von den ausströmenden Kohlengasen vergiftet wurde. Der 15jährige Hermann Franiel aus Scharley fand einen starr daliegenden Mann auf, dessen Kleidung bereits stark versengt war. Man holte sofort einen Arzt herbei, der aber nur noch den bereits eingetretenen Tod des Mannes feststellen konnte. Die durchgeführte Untersuchung ergab, daß es sich um den 20jährigen Hermann Matloch aus Scharley handelt, der seit längerer Zeit das Leben eines „Haldenbruders" führte. Er wohnte nicht mehr bei seinen Eltern auf der Kanalstraße 2 in Scharley, sondern trieb sich in der Umgebung herum und schlief auf der Halde. Wahrscheinlich hatte er versucht, beim Eintreten der starken Kälte der letzten Tage seine Höhlenwohnung noch tiefer zu graben und war dabei den Kohlengasen zum Opfer gefallen. Der Tote wurde in die Leichenhalle des Scharleyer Krankenhauses überführt.

Bielitz

Von einem Transmissionsriemen erfaßt

In der Tuchfabrik Johann Olma auf der ul. Pilsudskiego in Bielitz ereignete sich ein furchtbarer Unglücksfall, der noch nicht vollständig aufgeklärt werden konnte. Als der 28 Jahre alte Paul Kowalczyk an der Leimmaschine arbeitete, wurde er plötzlich von einem Transmissionsriemen erfaßt und in die Maschine geschleudert. Der Verunglückte konnte nur noch als Toter mit völlig gebrochener Schädelbasis geborgen werden. Kowalczyk hinterläßt Frau und unversorgte Kinder.

Michalkowitz

Vom Kohlenzug erfaßt

Beim Kohlensammeln auf der Halde der Maxgrube in Michalkowitz geriet der Arbeitslose Anton Antonczyk aus Michalkowitz unter die Räder des heranfahrenden Grubenzuges. Da es nicht mehr möglich war, den Zug noch rechtzeitig zum Stehen zu bringen, gingen dem Arbeitslosen die Räder über beide Beine. Im hoffnungslosen Zustand wurde der Schwerverletzte ins Knappschaftslazarett Siemianowitz eingeliefert.

Alarm aus Gräbern

Irrwahn in Amerika

In der Nähe von Cincinnati haben einige Persönlichkeiten, die sich mit Seelenwanderung und Fortleben nach dem Tode eingehend beschäftigen, vor Jahren einen Reformfriedhof geschaffen. Sie rechneten mit der Möglichkeit, daß trotz des hohen Standes der Wissenschaft ein Erwachen im Grabe möglich sei, und diese Möglichkeit wollten sie bei ihrem Reformfriedhof völlig ausschalten.

Ein ärztliches Zeugnis genügte ihnen nicht, auch nicht der amtliche Totenschein. Sie wollten ganz sicher gehen und richteten

in den Gräbern Läutewerke

ein, die durch Kabel mit einem Wachzimmer verbunden waren, in dem Tag und Nacht hindurch Dienst getan wurde.

Die wissenschaftliche Welt lachte über diese überspannte „Reform". Schließlich muß ja heutzutage das Zeugnis eines approbierten Arztes für die Klärung der Frage: „tot oder scheintot?" ausschlaggebend sein, die Mittel der Wissenschaft sind groß und alle Zweifel ausschließend. Aber keine Wissenschaft der Welt kann den Zweifel beheben, der aus der Angst entsteht.

Der Reformfriedhof also wurde von Ingenieuren angelegt, die selbst alle Möglichkeiten ausschalteten, die ein tadelloses Funktionieren der Läutewerke hindern konnten. Die Kabel wurden aus den Gräbern über Kabelstangen in das eigens zu diesem Zweck eingerichtete Wächterhaus gezogen. Eine Schalttafel mit den Nummern der angeschlossenen Gräber befand sich in diesem Wächterraum, so daß der Wachthabende, falls ein Anruf kommen sollte, sofort wissen konnte, aus welchem Grabe geläutet wurde. In den ersten Monaten passierte nichts. Es waren

bereits fünfundzwanzig angeschlossene Gräber besetzt.

Der Wächter war ein zuverlässiger verheirateter Mann, der sich im Kriege ausgezeichnet und Beispiele von Mut und Entschlossenheit gegeben hatte. Es war seine Aufgabe, im Hauptbüro des Friedhofs jeden Morgen nach der Ablösung einen Bericht abzugeben.

Eines Morgens erschien er nicht zum Bericht. Die Ablösung und der Hauptinspektor des Friedhofs machten sich auf und gingen in das Wächterhaus, um den Grund für das Nichterscheinen festzustellen. Als sie den Raum betraten, bot sich ihnen ein schrecklicher Anblick dar. Vor der Nummerntafel lag der Wächter mit dem Kopf nach unten. Eine Hand hatte er aufs Herz gepreßt, sein Gesicht war vor Schreck verzerrt. Er war bereits tot, als die beiden ihn fanden. Ein herbeigerufener Arzt stellte als Todesursache

Herzschlag infolge Schreck

fest, und jetzt bemerkte man auch, daß auf dem Nummernbrett die Ziffer fünf herabgefallen war.

Sofort wurde das Grab fünf von der Friedhofsinspektion geöffnet. Aber man fand nichts, was darauf schließen ließ, daß der Tote irgendeine Veränderung vorgenommen hatte, jedenfalls konnte er unmöglich die Glocke betätigt haben. Es war aber doch sonderbar, daß die Nummer heruntergefallen war. Die Leitung und das Kabel wurden untersucht, und man fand alles in Ordnung.

Um keinerlei Gerüchte entstehen zu lassen, entschloß man sich, über diesen Vorfall Schweigen zu bewahren, aber in Zukunft zwei Wächter statt des einen während der Nacht im Wachraum unterzubringen. Man fürchtete, daß vielleicht Verbrecher am Werk waren, die versuchen wollten, nachdem sie eine Panik hervorgerufen hatten, die oftmals kostbaren Gräber zu berauben. Vielleicht bestand auch die Möglichkeit, daß die Glocke von einem anderen Grabe aus betätigt worden war, und daß durch irgendeinen Fehler der Leitung Nummer fünf angeschlagen hatte.

Die beiden neuen Wächter waren besonders ausgesuchte Männer. Der Hauptinspektor blieb während dieser Nacht ebenfalls in seinem Büro, um gleich zur Hand zu sein, falls etwas vorfallen sollte. Die beiden Wächter machten es sich bequem wie möglich. Wie gesagt, es waren Männer, die keine Furcht kennen. Sie setzten sich an den Tisch und spielten Karten, um sich die Zeit zu vertreiben.

Mitten im Spiel aber tosten plötzlich mehrere Glocken los.

Und während dieses tobenden Klingelns fielen Nummern herab: zwei — sechs — sieben... Die beiden Männer wurden bleich bis an die Haarwurzeln. Sie wußten genau, daß die Betätigung des Läutewerkes eine ganz natürliche Ursache haben mußte; aber dennoch waren sie inmitten der Umgebung seelisch gehemmt.

Als sie sich soweit gefaßt hatten, daß sie handeln konnten, zog der eine seine Pistole und eilte hinaus. Im Lichte seiner Taschenlampe suchte er die Wege seines Friedhofsbezirkes ab, ohne den geringsten Anhaltspunkt zu finden. Gemeinsam riefen sie den Hausinspektor an, und im Morgengrauen schon wurden von den Friedhofsarbeitern die Gräber zwei, sechs und sieben geöffnet.

Man fand nichts.

Jetzt aber sickerte etwas von diesen ungeklärten Vorkommnissen in die Öffentlichkeit. Aus der nackten Tatsache wurde eine Mär, daß auf dem Friedhof eine große Anzahl von Toten wiedererwacht sei, und daß ein Arzt falsche Totenscheine ausgestellt habe. Die Polizei habe sich der Sache bereits angenommen, und man werde bald Entsetzliches hören. Gerade das sonst so materiell denkende Amerika ist in diesen Fragen, in denen es sich um Tod und Leben handelt, von einer unvorstellbaren Naivität.

Um nun diesen Gerüchten ein für allemal den Boden zu entziehen, entschloß sich die Verwaltung des Friedhofes, einen geschickten Detektiv mit den Ermittelungen zu beauftragen. Dieser Herr sagte seine Mitwirkung zu und wachte mit den offiziell bestellten Wächtern die nächste Nacht hindurch. In dieser Nacht ereignete sich nichts, was irgendwie Schlüsse zuließ. Um aber für alle Fälle gerüstet zu sein, hatte der Detektiv

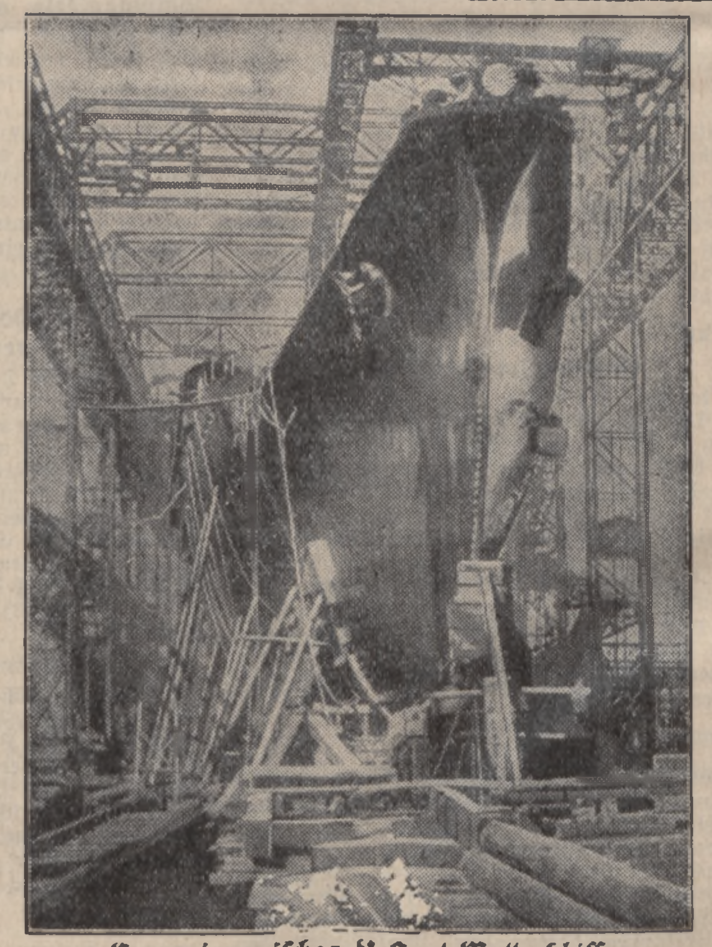
an verschiedenen Stellen des Friedhofs Scheinwerfer aufstellen lassen,

die von einer Stelle aus zum Aufleuchten gebracht werden konnten. So bestand die Möglichkeit, das Terrain in einer Sekunde in Tageshelle zu tauchen. In der dritten Nacht läutete es plötzlich. Der Detektiv mit seinen Helfern eilte hinaus, die Schweinwerfer wurden betätigt, und nun sah man —

Fledermäuse, die sich in den Kabeldrähten verfangen

hatten und durch ihre Bewegung zwei nicht isolierte Kabelstellen zusammenbrachten. Und jedesmal, wenn die Drähte sich berührten, läutete es im Wachtzimmer, und eine Nummer fiel herab.

So wurde das Geheimnis der Glocken aus dem Grabe geklärt. Aber die Öffentlichkeit spricht noch immer von dem Wunderbaren, von dem Unerklärlichen, denn die amerikanische Phantasie berauscht sich gern an Dingen, die jeder Quartaner erklären könnte...



Neues japanisches U-Boot-Mutterschiff

In Anwesenheit des japanischen Marineministers Osumi lief in Yokusuka (Kanagawa) ein neues 10 000-Tonnen-U-Boot-Mutterschiff vom Stapel, das mit seinem 13 000-PS-Diesel-Motor eine Geschwindigkeit von 20 Knoten in der Stunde erreicht. Das Schiff ist mit vier Flugzeug-Abwehrgeschützen von 12,7 Zentimetern bestückt.

Was in der Welt geschah

Arbeitslose bauen sich eine eigene Stadt

Nach mehr als zweijähriger, ununterbrochener Arbeit ist dieser Tage in der Nähe von Buenos Aires eine Stadt für 3000 Einwohner fertiggestellt und eingeweiht worden, die sich erwerbslose Handwerker aller Berufe eigenhändig gebaut haben.

Das ganze Werk wurde ohne Verwendung einer einzigen Maschine, die anzuschaffen kein Geld vorhanden war, vollendet. Die Ansiedlung besteht aus einer Reihe schmucker, kleiner Landhäuser, die mit allem modernen Komfort, sogar fließendem Wasser, ausgestattet sind. Getauft wurde die Ansiedlung auf den Namen „Stadt der Arbeitslosen". Auch ein stolzes Rathaus steht mitten in der neuen Gemeinde, über dessen Hauptportal der Wahlspruch „Solange ich atme, hoffe ich" in großen Lettern eingemeißelt ist. Die Abgeordneten werden alle vierzehn Tage neu gewählt, da man von der Auffassung ausgeht, daß auch in zwei Wochen der einzelne produktive Arbeit leisten kann und durch diesen raschen Turnus jegliches Bonzenunwesen verhindert wird. Die Gemeinde hat auch bereits dank der Initiative eines erwerbslosen Buchdruckers, eine eigene Zeitung, die allerdings in Ermangelung von Setzmaschinen auf einem Vervielfältigungsapparat abgezogen werden muß. Dieser Arbeitslosenstadt begegnet in ganz Argentinien wohlwollende Aufmerksamkeit, und verschiedene reiche Bürger haben bereits große Stiftungen gemacht, die es den wackeren Menschen ermöglichen, ihre Stadt weiter auszubauen.

*

Sturz aus dem 5. Stock — unverletzt!

Die 51jährige Frau Klara Langberg, die Witwe eines Berliner Arztes, hat in einem Hotel in Paris einen Selbstmordversuch gemacht. Sie stürzte sich aus dem Fenster des fünften Stockwerks herab, fiel aber auf das Drahtgitter des Speisesaals und wurde darin wie in einem Sprungtuch aufgefangen. Sie kam ohne besondere Verletzungen davon.

*

Unwetterverwüstungen in Sizilien

Das anhaltende Unwetter, von dem in den letzten Tagen besonders die Küste Siziliens heimgesucht worden ist, hat schwere Verwüstungen in den Kulturen der Südfrüchte angerichtet. So wird der Schaden in Licata allein auf über 1 Million angegeben. In ganz Süd-Sizilien sind die Flüsse über die Ufer getreten und haben weite Strecken überschwemmt. Südlich von Messina verursachte ein Seebeben Schrecken und Sachschaden.

*

Hakenkreuze im Schnee

Mit dem Eintritt der winterlichen Jahreszeit hat sich die politische Propaganda in Oesterreich die großen Möglichkeiten zunutze gemacht, die das schneebedeckte Gelände bietet. In der Stadt Wien selbst krachen zwar immer noch die Papierböller. So wurden z. B. im Stadtbezirk Hernals drei Böller entzündet, die bei ihrer Explosion Hakenkreuze verstreuten. Auf dem Lande hingegen, wo der Winter eingezogen ist, hat man etwas Neues ersonnen. Wie aus Bruck an der Mur (Steiermark) gemeldet wird, wurde in einem Orte der Umgebung an einem schneebedeckten Hang ein 5 Meter hohes und 5 Meter breites Hakenkreuz entdeckt, das aus dem Schnee ausgeschaufelt worden war. In der gleichen Gegend waren in der Nähe der Mürzbrücke 11 hölzerne Hakenkreuze an Seilen über den Fluß gespannt.

Karl Jatho, der erste Motorflieger, gestorben

In Hannover ist der Altmeister der deutschen Fliegerei, Karl Jatho, im Alter von 60 Jahren gestorben.

Jatho, der das Schicksal der meisten Erfinder geteilt hat, und dem erst das Jahr 1933 die verdiente Anerkennung brachte, kann mit Recht als der erste Motorflieger der Welt bezeichnet werden. Ein Jahr nach dem tödlichen Absturz des Ingenieurs Otto Lilienthal, im Jahre 1897, machte Karl Jatho seinen ersten Versuch mit einer Art Doppeldecker, in dem im Gegensatz zu den bisher verwendeten Dampfmaschinen zum ersten Male als Antrieb ein Benzinmotor eingebaut war. Nach mühevollen Versuchen gelang es Jatho, im August 1903, etwa vier Monate vor dem epochemachenden Flug der Gebrüder Wright, auf einem selbstgebauten Eindecker, dessen Propeller durch einen 12-PS-Motor angetrieben wurde, einen kurzen Flug auszuführen.

*

Felsabsturz auf Helgoland

Die Insel Helgoland, auf der es durch die unermüdliche Wühlarbeit der Wellen trotz umfangreicher Schutzmaßnahmen fast jedes Jahr zu großen oder kleineren Felsabbröckelungen kommt, ist erneut kleiner geworden. An der Nordostseite der Insel ereignete sich ein neuer größerer Felsabsturz. Rund 6000 Kubikmeter Felsen und Erdmassen sind bei diesem Absturz ins Meer versunken. Die letzten größeren Felsabstürze (von kleineren Abbröckelungen abgesehen) ereigneten sich in den Jahren 1925 und 1931. Im Jahre 1925, wo ebenfalls die Nordostseite betroffen wurde, sind rund 12 000 Kubikmeter Felsen ins Meer gestürzt. 1931 erfolgte an der Ostseite ein Absturz von 7000 Kubikmetern.

*

Goldaufkäufe des Vatikans

Der Vatikan läßt am Londoner Goldmarkt große Goldankäufe vornehmen. Der größte Teil der Summen, die anläßlich des Heiligen Jahres eingegangen sind, soll in Gold angelegt werden. Der Papst hat außerdem die Prägung von neuen Goldmünzen im Betrage von 166 000 Pfund und einer großen Menge von Silbermünzen angeordnet, die zur Erinnerung an das Heilige Jahr eine besondere Prägung erhalten sollen.

*

Küstenschutzbeamte von Rumschmugglerschiff entführt

Ein staatliches Patrouillenboot hatte in Glasgow ein des Rumschmuggels verdächtiges Schiff ins Schlepptau genommen und befand sich auf der Fahrt zum Hafen, als plötzlich das Schleppseil durchhauen wurde und der Rumschmuggler mit dem Kapitän und vier Mann Besatzung des Polizeibootes an Bord in voller Fahrt das Weite suchte. Obwohl das Polizeiboot sofort die Verfolgung aufnahm, entkam der Rumschmuggler mit den fünf gefangenen Mitgliedern des Küstenpolizeibootes.

*

Ein zehnjähriger Indianerhäuptling

Der Wolf-Clan, einer der sieben in dem Reservatgebiet von Caughnawa lebenden Indianerstämme, hat einen Zehnjährigen, den kleinen Joe Two-Axe, zum Häuptling erkoren.

Richtiger müssen wir allerdings sagen, die Frauen und Mädchen des Stammes haben es getan. Denn die Männer haben nach den Bestimmungen der Stammesgesetze bei der Häuptlingswahl nichts zu suchen. „Das ist unsere alte indianische Sitte," sagt der Großhäuptling Dominick Te-ha-rif-hoken, dessen Enkelkind der künftige Häuptling des Wolf-Clans ist. „Unser Glaube schreibt es uns so vor, und in ganz Amerika werden darum die Indianerhäuptlinge von den Frauen des Stammes gewählt. Sie bleiben auch unter höchstinstanzlicher Kontrolle der Frauen. Auf allen Stammesversammlungen sitzt die Clan-Mutter hinter dem Häuptling, um darauf zu achten, daß dieser nichts sagt oder tut, was gegen die Stammesgesetze verstößt."

Warum aber die Frauen des Wolf-Clans gerade ein Kind zum Häuptling wählten, das erzählt Dominick nicht. Vielleicht haben ihm das die klugen Weiber auch nicht verraten. Laut und öffentlich gaben sie ihrem Beschluß allerdings die Begründung, daß der kleine Joe, von jetzt an Häuptling Sawatis-sarahhoewanah, durch sein Vollblutindianertum die für die Wählbarkeit wichtigste Voraussetzung erfülle.



Italienische Polizei übt Attacke

Die Karabinieri, die stolzen italienischen Polizisten, die in ihren alten historischen Uniformen mit Dreispitz und langschößigem, schwarzem Waffenrock stets zu Zweien ein typisches Bild im italienischen Straßenverkehr sind, haben ihrer alten Tradition entsprechend auch berittene Abteilungen, die noch volle kavalleristische Ausbildung erhalten. Unser Bild zeigt eine Eskadron Karabinieri-Reiterei bei einer Übung in voller Attacke.

Bestellschein

Hiermit bestelle ich ein Abonnement der illustrierten Wochenschrift

„Oberschlesischer Landbote"

Geschäftsstelle Katowice, 3-go Maja 12

zur laufenden Lieferung ab ....

Der Abonnementspreis beträgt durch Boten 80 Groschen pro Monat
Bei Postüberweisung 90 Groschen pro Monat

Den Bezugspreis für Monat .... in Höhe von .... zł wollen Sie durch Quittung bei mir einziehen lassen — habe ich durch die Post überwiesen.

Ort .... den 193

Straße und Hausnummer ....

Vor- und Zuname ....

Stand ....